Bor. 122 m

<36602294330014

<36602294330014

Bayer. Staatsbibliothek

Boruss. 122 m

R

ad Histor. Boruss.

Lex.

Lexikon

aller

Anstössigkeiten und Prahlereyen,

welche

in denen zu Berlin in funfzehn Bänden erschienenen sogenannten Schriften Friedrichs des Zweyten vorkommen.

Mallersdorf

Leipzigermesse 1789.
in der von Schönfeldschen Handlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der

Freyheit im Denken

gewidmet

von

ihrem Vetter

G—fen von M—

Historiographen in P—s.

Edle Freundinn!

Es kostet mich sehr wenig, mein Unterneh-
men zu rechtfertigen, da ich Ihnen gegen-
wärtiges Werk zueigne. Wer verdient die-
sen Beweis der Hochachtung mehr als Sie
liebe Kousine? Was ist der Geschichtschrei-
ber ohne den Einfluß, der von seiner Schwe-
ster, der verehrungswürdigen Freyheit im
Denken, in sein Herz strömet? Ohne ihm
ist er der verworfenste Skribler, der das
Gift für Honig genißt, welches die niedri-
gen Großen ihm zu lecken reichen. Erlauben
Sie liebe Kousine! daß ich ihrer mitleidigen
Seele nur einen Theil des Schmerzens schildern
darf, der mich seit geraumer Zeit sehr schwer

drückt,

drückt, und den meine Philosophie nicht besiegen kann. Sie wissen, wie nahe ich Ihnen verwandt bin. Mein Vater und Ihre Mutter sind ächte Geschwister, und mich, der ich doch eben nach meinem Vater, Historiograph heiße, mich nennt man einen Bastarden! diesen Namen verdienen meine Afterbrüder, die Herren F — r — und B — g — in B — l — n, aber keineswegs ich, der ich die ererbten Rechte meines Vaters behaupte, und mich so ganz Ihrer weisen Leitung meine liebe Kousine überlasse. Wissen Sie aber, was mich überdieß noch empfindlich kränket? man nimmt meinen Geschlechtsnamen, setzt ihn

auf

auf den Titel geheimer Geschichten, und, ich werde unschuldig gebrandmarkt. Journale und Zeitungen ziehen über mich los, Parlamenter verdammen mich — nur ein weiserer Theil meiner Freunde erkennt meine Unschuld, und sieht mich mit dem Blicke des rührenden Mitleids an.

Ich bin überzeugt liebe Kousine, Sie werden sich meines Produktes nicht schämen, werden es nicht mit Verachtung von sich stossen, weil ich unwiederlegbare Wahrheiten, die bisher Geheimnisse waren, entdeckt habe. Nur Ihr hoher Geist kann mich in seinen mächtigen Schutz nehmen, der die Ketten des

To=

Towers und der Bastille zerstücket. Auf diesen gestützt wag ich es, alles das mit den Strahlen des Wahrheitlichtes ins Helle zu setzen, durch meine Feder bekannt werden soll. Es giebt viele Lichtscheue in der Welt. Nun gut, diese mögen eine Blende für die Augen nehmen. Wer mich aber widerlegen will, hat es mit Ihnen zu thun, die Sie so geneigt sind Wahrheit und Gerechtigkeit in Schutz zu nehmen, Ich bin

Liebe Kousine

ihr Vetter
der G— von M—u
Historiograph zu P—s.

Vorerinnerung.

Die Welt ist seit kurzem mit Werken überschwemmt worden, die auf ihren Titeln den vielversprechenden Namen Friedrichs des Großen tragen. Man hatte durch ihre Ankündigung das Publikum in die ungeduldigste Erwartung gesezt. Kaum waren sie erschienen, so wurden sie mit der größten Begierde gekauft — gelesen — bewundert — gepriesen — — — Wer hätte sich von so vielfachem Lobe nicht sollen hinreissen lassen? — Ich las diese Werke, aber — man denke sich mein Erstaunen! — als ich statt der großen Aufschlüsse — der Entdeckung wichtiger Kabinetsgeheimnisse — der Entwickelung der Ursachen, nach

wel-

welchen die verschiedenen europäischen Höfe gehandelt haben — und statt einer glaubwürdigen und unpartheyischen Geschichte — die ich von einem Friedrich erwartet hatte, nichts als kahle Erzählungen eines unwissenden Privatmannes fand, der, entweder aus Partheilichkeit, oder aus Mangel hinreichender Kenntnisse, die offenbarsten Unwahrheiten, mit einigen Wahrheiten vermischt, vorträgt — die handelnden Personen nach seinen Leidenschaften schildert — sich unaufhörlich widerspricht — die bekanntesten Fakta aus der Geschichte läugnet, verdreht, oder ganz verschweigt — seine elenden Konjekturen der Welt für ausgemachte Wahrheiten verkauft — und mit einem Worte alles hervorsucht, was Friedrichs Zeitgenossen erniedrigen, und seinen eingebildeten Helden in einem vortheilhaften Lichte zeigen, und der Welt empfehlen kann!

Führten diese Schriften den Titel: Friedrich II. König von Preußen, ein Roman — dann ließen sie sich noch lesen. Dem Dichter ist

so manches erlaubt, was sich der Geschichtschreiber nicht erlauben darf. — — Aber — welch eine Frechheit! Friedrich den Großen für den Verfasser eines solchen Romans auszugeben! — Ohnmöglich kann Friedrich die Geschichte geschrieben haben, die man itzt unter seinem Namen dem Publikum aufdringt! Das tiefe Stillschweigen über Punkte, die Friedrich nicht zur Ehre gereichen — die offenbaren Unwahrheiten — die auffallenden Widersprüche — die Unwissenheit des Verfassers, die sehr deutlich aus der Geschichte hervorleuchtet — das unverkennbare Bestreben, Friedrich den Großen der Nachwelt zu empfehlen — die Verwirrung, die in den Erzählungen herrschet — beweisen uns unwidersprechlich, daß Friedrich ihr Verfasser nicht seyn kann. — Der weise Friedrich, der sich über Lob und Tadel hinwegsetzte — bey seinen großen Thaten, werth in den Jahrbüchern der Geschichte verewigt zu werden, mit dem stillen Beyfall seines Herzens zufrieden war, ohne sich um die Meinung zu bekümmern, die etwan

andre von ihm haben könnten — dieser Weise soll eine Geschichte geschrieben haben, die auf jeder Seite seine Thaten über alles erhebt, die Handlungen seiner Zeitgenossen aber herabsetzt und von einer falschen Seite vorstellet? Sollte sich Friedrich der Große, wenn er eine Geschichte von den merkwürdigsten Begebenheiten seines Lebens hätte schreiben wollen, nicht über die niedrigen Kunstgriffe kleiner Skribler hinweggesetzt haben? Würde er wohl seine Fehler und Schwachheiten so sorgfältig verschwiegen haben — Er, der auch die kleinsten Mängel an sich zu verbessern suchte? Würde er den Verlust, den er in Schlachten an Mannschaft erlitten hatte, nicht richtiger angegeben haben? Oder wollte man annehmen, er habe die Tausende von Erschlagenen, die er weniger angiebt, mit einem Federstrich durch die Todtenliste, von seinem Herzen herabwälzen wollen? — Friedrich kann diese Geschichte nicht geschrieben haben, denn sie ist das gar nicht, was sie seyn würde, wenn sie einen Friedrich zum Verfasser gehabt hät-

hätte. Offenbar wollte irgend einer seiner Höflinge mit diesen zusammengestoppelten Lügen — ein Ausdruck, womit der Verfasser in seiner Vorrede unsre meisten Geschichtsbücher bezeichnet — seinem Schatten ein Todtenopfer bringen! — Wir hätten nichts darwider, wenn er Wahrheiten in seiner Geschichte aufgestellt hätte. Auch wollten wir ihm den kleinen Betrug, daß er seinen Schriften Friedrichs Namen vorsetzte, noch so hingehen lassen, wenn er gehalten hätte, was er in der Vorrede verspricht. „Da dieses Werk — heißt „es S. 9 — für die Nachwelt bestimmt ist, so „bin ich von dem Zwange frey, die Lebenden zu „schonen, und gewisse Rücksichten zu beobachten, „die mit der Freymüthigkeit der Wahrheit uner„träglich sind. Ich werde ohne Zurückhaltung „und ganz laut sagen dürfen, was man ganz lei„se denkt. Ich werde die Fürsten schildern, wie „sie sind; ohne Vorurtheil für die, welche mei„ne Bundsgenossen, und ohne Haß gegen die, „welche meine Feinde waren. Von mir selbst

„wer-

„ werde ich nur da reden, wo es die Nothwen=
„ digkeit erfordert; und man wird mir erlauben,
„ nach Cäsars Beyspiele, das, was mich betrift
„ in der dritten Person zu erzählen, um das Ge=
„ hässige der Egoisterey zu vermeiden." Da er dieses Versprechen nicht erfüllt — fremde Fehler ganz laut sagt — die seinigen aber ganz leise denkt — die Nothwendigkeit, von sich selbst zu reden, auf jeder Seite findet — nur darum von sich in der dritten Person spricht, um desto unverschämter seine Thaten erheben und ausposaunen zu können — die Begebenheiten in seiner Geschichte gerade so erzählt, wie er sie seinem Plane am anpassendsten findet — so wird er uns erlauben, daß wir ihn da, wo er strauchelte, zurechtweisen — ihm seine Fehler freymüthig vorhalten — und ihn, wenn er sich vergessen sollte, (wie dies gar oft geschieht) an sein Versprechen zurückerinnern.

Lesern — die der Geschichte unsrer Zeiten nicht kundig genug sind, um in Friedrichs Schrif=

ten das Wahre vom Falschen absondern zu können — wird dieses Handlexikon nicht unwillkommen seyn. Ich sage: Friedrichs Schriften, nicht als wenn ich sie, mit den Berliner Buchhändlern, dafür ausgeben wollte — denn ich habe es schon gesagt, und wiederhole es noch einmal, daß ich Friedrich den Großen nicht für den Verfasser dieser Schriften halte — sondern weil ich diesen Namen durchgehends beybehalten mußte, da er einmal den Werken, die ich mit meinen Anmerkungen beleuchten wollte, vorgedruckt ist. — Die Ungeduld, mit der ich Friedrichs wahren Schriften entgegen sehe, geht über alle Beschreibung! Ihre Erscheinung, die nicht fern mehr seyn kann, wird das Publikum überzeugen, daß man ihm durch die Herausgabe dieser untergeschobenen Werke einen Streich gespielt hat, der Friedrichs Politik Ehre machen würde. — — —

Das Titelkupfer ist eine Vorstellung der Hubertsburg. Friedrich hat dieses sächsische Lustschloß an die beyden dicken Juden verkauft, die man an

der

der Seite stehen sieht. Diese lassen nun von ihren ärmern Glaubensbrüdern die Burg ausleeren, und suchen von ihrem Handel so viel Nutzen zu ziehen, als sie können. Statuen — Gemälde — Busten — Spiegel — Lusters — Tapeten — alles wird ausgeräumt und fortgetragen, bis die Wände so rein und unschuldig sind, als sie aus den Händen ihres Schöpfers, des Baumeisters, kamen. Unterdessen Einige das Innere des Schlosses von dem überflüssigen Prunke reinigen, den Eitelkeit, Hoffart, und Liebe zu einem bequemen Leben unter den Menschen eingeführet haben, decken Andre das kupferne Dach ab. Sie benehmen sich dabey auf so eine jüdische Art, daß zween unter ihnen das Gleichgewicht verlieren, und — in Abrahams Schoos sinken. Wir wünschen ihnen eine glückliche Reise!

Geschrieben zu Sanssouci, auf Dianens Grabe, im Jahre 1789.

Adel.

Der Adel war ehedem ein Zeichen des Verdienstes, weil man ihn nur solchen Männern ertheilte, die sich dem Staate durch ihre Dienste nützlich gemacht hatten. Heut zu Tage beweiset er — wenn sich der Adeliche nicht durch persönliche Verdienste auszeichnet — weiter nichts, als daß die Person, die ihrem Namen ein von vorsetzt, entweder Vermögen besitzt, oder von einer Mutter gebohren wurde, die durch ihre Pergamente zu einem von berechtiget war. Je mehr eine Familie Personen zählen konnte, die sich durch Thaten ausgezeichnet und ihres Namens würdig gemacht hatten, desto edler war sie — Heut zu Tage wird sie dadurch edler, wenn sie alte von Würmern durchlöcherte Pergamente aufzeigen, und darthun kann, daß ihre Vorfahrer sich in einer langen Reihe von Jahren mit keinem bürgerlichen Blute vermischt haben. — Hieraus ergiebt sich, daß man äußerst ungerecht handelt, wenn man den Adelichen, der außer seinem Stammbaume und Wappen kein Verdienst hat, dem verdienstvollen Bürgerlichen vorzieht — noch auffallender wird diese Ungerechtigkeit, wenn sie ein Monarch begeht. — —

Friedrich der Große begieng diese Ungerechtigkeit mehr als einmal. So oft er einen neuen Offizier bei seinen Regimentern sah, fragte er, wie er heiße? war ihm die Familie nicht bekannt genug, oder fand er, daß der Offizier gar vom bürgerlichen Herkommen war, so jagte er ihn gleich vom Paradeplatze. Gefiel ihm der Offizier beim ersten Anblick, so gab er ihm den Adelbrief — gefiel er ihm nicht, so bekam er ohne alle Gnade seinen Abschied, den er meistens selbst fordern mußte, wenn er sich nicht degradiren lassen wollte. Gewöhnlich konnte unter Friedrichs Armee kein Bürgerlicher Offizier werden — und dennoch behauptete Friedrich, nur der Degen könne adeln. Wie konnte seine Offiziers der Degen adeln, da sie meistens gebohrne Offiziers waren? — Konnte Friedrich, den seine Schmeichler den Weisen nannten, glauben, das Verdienst würde nur im Adel erzeugt — der Herr von müsse schon seiner blossen Geburt wegen mehr Verstandskräfte, mehr Genie, und Muth besitzen, als der Bürgerliche? Ließ Friedrich durch seine ungerechte Partheilichkeit nicht Männer in der Unthätigkeit, die dem Staate die größten Dienste würden geleistet haben, wenn man ihr Verdienst erkannt und belohnt hätte? — Wohl den Staaten, wo nicht der Degen und ein blosser Zufall, sondern das Verdienst adelt; Wohl den Staaten, wo weise Gesetze auch den Adel dahin verbinden, daß er sich seiner zufälligen Vorzüge würdig machen, und ächte Verdienste erwerben muß, wenn er auf die Achtung Anspruch machen will, die man seiner Geburt schuldig ist!

Antimachiavell.

Machiavells Grundsätze sind bekannt. Friedrich widerlegte sie in einer Schrift, die gerade zu der Zeit gedruckt wurde, als er die Meinung seines Gegners mit seinem eigenen Beispiele — nämlich durch sein hartes Verfahren gegen die armen Lütticher — bestättigte. Friedrich, der überhaupt nur scheinen wollte, was ein guter Regent in der That seyn sollte; schrieb wider den Despotismus, und war doch selbst der größte — Despot! Vielleicht glaubte er, durch diese Schrift, so wie durch seine hinterlassene Werke, die Nachwelt zu hintergehen, und für sich einzunehmen — allein er irrte; der Fürst, der blos nach Eigensinn und Laune handelt, der keine Gesetze über sich erkennt, bleibt ein Tyran, er mag auch noch so schön schreiben. s. Privatklugheit. Ein Monarch, der nicht allen seinen Unterthanen gleiche Gerechtigkeit widerfahren läßt — ohne Ursache einige begnadigt, ohne Ursache andere haßt — sich bei seinen Urtheilen von Zorn leiten läßt — kann unmöglich ein gerechter Fürst, und der Vater seiner Unterthanen seyn. Friedrich liebte die Pommern, und zog sie seinen übrigen Unterthanen bei aller Gelegenheit vor, ohne zu wissen warum? — Man konnte der verdienstvollste Mann seyn: wenn man in Westphalen gebohren war, und vom Könige seine Beförderung erwartete, so konnte man schon im voraus versichert seyn, daß man sein Glück nicht hochtreiben würde. — Der König haßte die Westphälinger, ohne eine Ursache angeben zu können. — — Friedrich hatte einen Leibhusaren, den er einige Jahre

lang mit Gnaden und Wohlthaten überhäufte. Auf einmal fiel dieser Mensch bey ihm in Ungnade, ohne das geringste Versehen begangen zu haben. Der König war so auf ihn erzürnt, daß er ihn bey einem ausrangirten Korps als Trommelschläger anstellen wollte. Der Mensch besaß Ehrliebe; er fiel dem Könige zu Füssen, und flehte mit thränenden Augen um Gnade — aber vergebens! Friedrich konnten die Thränen der leidenden Unschuld nicht rühren. Er befahl einem Adjutanten, ihn fortzuführen. Der Leibhusar gieng mit dem Adjutanten. Als er vor das königliche Zimmer kam, bat er, man möchte ihm erlauben, auf seine Stube gehen und seinen Hut holen zu dürfen. Statt nach dem Hut zu greifen, ergrief der Unglükliche aus Verzweiflung eine Pistole, und erschoß sich. — s. Grausamkeit.

Architektur.

Friedrich, der sehr viel baute, verstand — nach der einstimmigen Aussage der Kenner — von der Architektur sehr wenig. Die wenigen Kenntnisse, die er noch in diesem Fache besaß, hatte er aus den Kupferstichen der alten, mittlern und neueren Zeiten gezogen. Da er die Regeln der Baukunst nicht wußte, und dennoch zu allen seinen Gebäuden die Risse selbst verfertigen wollte, kamen bisweilen Risse und Gebäude zum Vorschein, die den Kenner in die alten, mittlern und neuern Zeiten zugleich versetzten, und einen komischen Anblick verursachten. Seine Gebäude hatten noch den unbedeutenden Fehler, daß sie nach zwanzig Jahren schon wieder baufäl-

lig

lig waren. Ein Thurm, den der König einst bauen ließ, stürzte ein, eh er noch zur Hälfte aufgeführt war. — Friedrich fragte nie, wenn er bauen wollte, nach dem geschicktesten, sondern nach dem wohlfeilsten Baumeister. Dieser Umstand machte, daß die Berliner dem Könige schlechten Dank wußten, wenn er ihnen Häuser bauete. Hatte der Hausbesitzer nicht so viel Vermögen, daß er dem Baumeister wenigstens eben so viel zulegen konnte, als er vom Könige erhielt, so mußte er zusehen, wie man ihm sein altes festes Haus, das vielleicht noch hundert Jahre gestanden hätte, wegriß, und ihm ein neues hinsetzte, das höchstens zwanzig bis dreißig Jahre zu stehen versprach. — In Potsdam war in jedem Hause der erste Stock dem Militair gewidmet. Die Soldaten hiengen ihre Beinkleider, Strümpfe und was sie sonst noch zu putzen pflegen, auf die Säulen und Statuen, womit ihre Palläste gezieret waren. Der Eindruck, den dieses Gemische von Größe und Niedrigkeit auf den Fremden machte, der es zum erstenmal sah, kann nur belacht, aber nicht beschrieben werden.

Nicht minder lächerlich ist es, wenn man vor den Fenstern eines Pallastes einen Stiefel — einen aufgespannten Strumpf, oder ein anderes Zeichen sieht, das den Bewohner eines solchen Pallais ankündiget. Wenn die schönen Häuser eine Stadt glücklich machen — Berlin und Potsdam! dann seid ihr zu beneiden. Doch nein, ihr könnt nicht glücklich seyn, denn eure Bewohner sind keinen Augenblick sicher, wann sie unter prächtigen Ruinen begraben werden.

Aufklärung.

Friedrich wünschte seine Unterthanen aufzuklären — und es blieb bei dem Wunsche. Friedrich, der entweder die Hindernisse, die sich der Aufklärung in seinen Ländern widersetzten, nicht sah, oder überhaupt auch die Mittel nicht kannte, die man zur Ausführung eines so großen Plans anzuwenden hat, mußte sein Aufklärungsprojekt, nach vielen vergeblichen Versuchen, wieder aufgeben. — Wenn man ein Land aufklären will, so muß man mit der Erziehung den Anfang machen, weil man sich von der Jugend, die noch alle Eindrücke annimmt, die man ihr geben will, mehr, als vom Alter zu versprechen hat, wo die Vorurtheile und Fehler der ersten Erziehung sich so mit dem Wesen vereint haben, daß sie nun schon zur zweyten Natur geworden, folglich äußerst schwer auszurotten sind. Was konnte man in Friedrichs Staaten für Aufklärung erwarten, da er die Schulmeisterstellen auf dem Lande mit unwissenden Invaliden besetzte? s. Geiz. — Konnte er hoffen, daß Leute den Kindern mit dem Stocke Kenntnisse beybringen würden, die sie selbst nicht besaßen? Und wie sollten sie aufgeklärt werden, wenn sie in der Unwissenheit gelassen wurden? — Jede Aufklärung, die nicht zum Glück der Staaten abzweckt, verdient den Namen Aufklärung nicht. Die erste Grundlage zur wahren Aufklärung ist eine reine und gesunde Sittenlehre; denn nichts macht die Menschen, die in gesellschaftlicher Verbindung leben, glücklicher, als eine richtige Kenntniß ihrer gegenseitigen Pflichten. Wie sehr arbeitete also nicht Friedrich sei-

seinem Wunsche, sein Volk aufzuklären, entgegen, wenn er der Sittenlosigkeit in seinen Ländern nicht nur keine Schranken setzte, sondern noch allen nur möglichen Vorschub gab! Macht aber ein zügelloses Leben glücklich? Hätte er nicht aus seinem eigenen Leben weise Regeln für seine Unterthanen ziehen können? Konnte er ihnen nicht, durch sein eigenes Beyspiel gewarnt, die Gefahren der Wollust schildern, und ihrer Ausbreitung Schranken setzen? Aber nein! Friedrich hatte ganz andere Begriffe von der Aufklärung. Er glaubte, wenn einige mit ihm über die Religion spotteten; andere zwar nicht ganz seine Grundsätze hätten, dennoch aber keinen Antichrist, keine Teufelsbeschwörungen, und andre dergleichen Charlataneriën mehr glaubten; ein paar Hundert sich selbst die Thöre der Ewigkeit öffneten — dann wäre sein ganzes Volk aufgeklärt, und er hätte nun nichts weiter zu thun, als sich seines großen Werks zu freuen. Friedrich verweilte bei Kleinigkeiten, und übersah dadurch das Wesentliche — die Einführung guter Sitten. Berlin hatte sich unter seiner weisen Regierung zu einem großen Venustempel gebildet, wo der Göttinn der Liebe täglich auf unzähligen Altären von ihren Priestern und Priesterinnen geopfert wurde. Diese Opfer geschahen unter den Augen des weisen und aufgeklärten Friedrichs — den man darum mit Recht der Venus Oberpriester nennen konnte. s. Tabagie.

Wie sehr Friedrich in diesem Punkte seinen Zweck verfehlt hatte, konnte er aus der Aufnahme sehen, die sein neues Gesangbuch in den meisten Gemeinden erhielt. Oft, wenn Pfarrer und Schulmeister Muth ge-

nug

nug hatten, ihren alten Glauben zu verfechten, (denn sie waren einfältig genug, zu glauben, man wolle durch die neuen Gesänge eine neue Religion einführen) ward es sogleich verworfen; da, wo die angestellten Volkslehrer ihr Brod mehr liebten, als ihre Religion, wurde es eingeführt — aber welch eine Dissonanz! Der Pfarrer und der Schulmeister sangen aus dem neuen, und die Gemeinde aus dem alten Gesangbuche. Jeder Theil strengte alle seine Kräfte an, um den andern zu überschreyen. — Das Ganze machte eine Musik, die Gott außerordentlich gefallen mußte. Die Pfarrer, die größtentheils nicht so viel Vernunft hatten, ihren Bauern es begreiflich zu machen, daß es unmöglich eine Sünde seyn könne, wenn man nicht in antiken Ausdrücken und meist unsinnigen Gesängen zu Gott brüllte — geriethen nicht selten in die Versuchung, das neue Gesangbuch für irrgläubig, ketzerisch, und nach Ketzerey riechend auszugeben. Was sollten nicht die unwissenden Landleute thun? Was konnten sie von einem Buche halten, über das ihre Lehrer aus Unwissenheit und rechtgläubiger Dummheit ihr Anathema in heiligem Eifer aussprachen? —

Friedrich hatte sich die Hoffnung gemacht, daß er durch eine uneingeschränkte Preßfreihet seine Unterthanen nach und nach zur Aufklärung bringen würde — jetzt konnte er den Erfolg davon sehen! — Die Preßfreiheit allein kann nichts wirken, wenn nicht vernünftige Volkslehrer angestellt werden, die die zahlreichste Menschenklasse — den Pöbel — von den Vorurtheilen der Erziehung reinigen, und ihn besser und richtiger den-

ken lehren. Und dieß war in den preußischen Staaten nicht zu erwarten, da die Geistlichen, wie wir von guter Hand wissen, meistens äusserst unwissende Leute sind; die nicht einmal ihre akademische Hefte durchdacht haben; den Herren Professoren aufs Wort glauben; sich nicht einmal die Mühe nehmen, den Beweisgründen derjenigen Religion nachzudenken, die sie lehren sollen; aus ihren akademischen Heften predigen; und — wenn sie endlich all ihre akademische Weisheit ausgekramt haben — die erste beste Postille zur Hand nehmen und abschreiben. So machen es viele, die eben nicht im schlechtesten Rufe stehen. Wir könnten sie mit Namen nennen, wenn Leute schamroth machen, unsere Sache wäre. — Doch — und dieß bekennen wir zur Steuer der Wahrheit öffentlich — giebt es in den preußischen Staaten noch Religionsdiener, die ihrer Verdienste wegen auf die Achtung der Welt mit Recht Anspruch machen können — daß von diesen hier die Rede nicht seyn kann, brauch ich nicht erst zu sagen. Was konnten diese Wenigen aber thun? Sie allein konnten doch unmöglich eine ganze Nazion aufklären! — Alles, was man von ihnen sagen kann, ist, daß sie keine Schuld hatten, wenn Friedrichs Aufklärungsprojekt scheiterte. Aber Friedrich — kann Friedrich auch noch der Weise genennt werden, wenn er gleich zur Erreichung seiner Absichten so unwirksame Mittel wählt — die Hindernisse nicht hebt, die sich seiner sonst guten Absicht in den Weg legen — mit einem Worte, unweise handelt?

Auf

Aufrichtigkeit.

Friedrich gestehet in seinen hinterlassenen Werken, daß das große Kriegsheer, das er im J. 1744. nach Böhmen geführt hat, um Böhmen und Oesterreich damit zu erobern, das Schicksal jener Flotte hatte, die der König von Spanien Philipp II. unter dem Namen der Unüberwindlichen ausschickte, um England zu erobern. — Dergleichen Geständnisse sind so selten in Friedrichs Schriften, daß wir diesen Beweis seiner Aufrichtigkeit unmöglich übergehen konnten, ohne ihm deswegen das gebührende Lob zu ertheilen — eine Autorpflicht, deren wir uns gegen ihn hier mit Vergnügen entledigen.

Autorkniffe.

Auf die Kunstgriffe, die sonst nur Skribler anzuwenden pflegen, um ihre Helden in ein vortheilhaftes Licht zu setzen, verstand sich Friedrich ganz vortrefflich. Er vergaß in seinen Schriften nichts, was ihn in den Augen der Welt erheben konnte, und verschwieg oder verdrehte alles, was ihn hätte erniedrigen können. Wer sich davon überzeugen will, lese seine hinterlassene Werke, und besonders die Beschreibung, die er im 4ten Bande, S. 239. von seiner Lage macht. Sie mag freilich wohl nicht die beste gewesen seyn, für einen König aber, der aus Vorwitz sich darein versetzt hatte, war sie in der That noch zu glücklich. s. Krieg. — Kann der, der Friedrichs Bestreben, auch bei der Nachwelt den Namen

men des Großen zu behalten, den ihm seine Schmeichler noch bey seinem Leben gegeben haben, sieht — glauben, Friedrich seye in der That so gleichgültig gegen Lob und Tadel gewesen, als er scheinen wollte? s. Tugend.

Barbarey.

Friedrich und seine Lobredner nennen die ungarischen Truppen Barbaren, die nur auf Raub gehen — übrigens sich alle nur mögliche Grausamkeiten erlauben. Dieser Vorwurf ist einigermassen gegründet; allein Friedrich sollte ihn nur nicht machen. Konnte Friedrich von undisziplinirten Truppen — wie die Ungarn ehedem waren — mehr Menschlichkeit erwarten, als von seinen eigenen, die doch regulirt seyn sollten? Hat Friedrich den Befehl, den er bey Zorndorf gegeben, schon wieder vergessen? — Laut diesem Befehle durfte keinem Rußen Pardon gegeben werden — eine Grausamkeit, die bey gesitteten Völkern mit nichts, als mit der bey Hohenfriedberg an den Sachsen verübten Barbarey verglichen werden kann, wo die Preußen ganze Bataillons niedersäbelten, und der Welt bewiesen, daß nicht allein die undisziplinirten Ungarn, sondern auch die gutdisziplinirten Preußen grausam handeln — auf Befehl ihres weisen, menschenfreundlichen Königs grausam handeln können.

Beredsamkeit.

In der Beredsamkeit war Friedrich außerordentlich stark, besonders in der deutschen. Seine Worte waren gewählt und kraftvoll. Er sprach sehr wenig, aber mit dem ganzen Nachdruck, den seine Muttersprache geben konnte. — Friedrich, der nach Cäsars Beispiele seine eigene Thaten schrieb, wollte diesen Helden auch in der Beredsamkeit nachahmen. Er hatte gehört, daß kurze Anreden der Feldherrn bey den Soldaten oft große Wunder gethan hatten. Friedrich merkte sich dieß, um bey Gelegenheit davon Gebrauch zu machen. — Als er bey Kollin seine Preußen weichen sah, eilte er herbey, und hielt ihnen eine Rede, die er unmöglich aus dem Cäsar oder einem andern Geschichtschreiber des Alterthums entlehnt haben konnte. Sie malt uns Friedrichs Seele zu treu, als daß wir sie unsern Lesern nicht mittheilen sollten. Hier ist sie: Ihr Racker! wollt ihr ewig leben? — Diese kurze Rede würde uns zu mancherlei Betrachtungen Stoff geben, wenn wir unsern Gegenstand erschöpfen wollten — wir begnügen uns mit einer Frage an das unpartheyische Publikum: War Friedrich der Menschenfreund, der er, nach den Lobreden seiner Schmeichler, seyn sollte? — Sie machte auf seine erschrockene Preußen wenig Eindruck, und hatte den Erfolg gar nicht, den Friedrich sich versprochen haben mochte. Die Preußen liefen — wie einst der Held des achtzehnten Jahrhunderts bei Mollwiz (s. Heldenmuth) und zeigten ihrem Friedrich, daß,

wenn sie auch nicht ewig zu leben wünschen, sie doch wenigstens nicht bey Kollin begraben seyn wollten.

Berlin.

Maria Theresia hatte zweymal das Vergnügen, Friedrichen in seiner Hauptstadt durch ihre Generale Visite abzulegen, ohne daß Friedrich ihr nur eine einzige Gegenvisite hätte machen können. Das erstemal eroberten sie ihre Truppen unter dem General Haddik im J. 1756. Das zweytemal unter Lascys Anführung im J. 1760. in Vereinigung mit den Rußen unter den Generalen Czernischef und Tottleben. Haddik hatte bei seinem Abzuge von Berlin den Ruhm mitgenommen, wenig gefodert, sich klug betragen, und eine gute Mannszucht gehalten zu haben. Dem Czernischef und Lascy macht Friedrich in seinen hinterlassenen Werken, im 4ten Bande, S. 133. den Vorwurf, als wären sie in Versuchung gerathen, einen Theil der Stadt in Brand zu stecken. Würden die preußischen Geschichtschreiber, die Wahrheitsliebe genug besaßen, dem General Haddik Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, diesen Umstand wohl verschwiegen haben, wenn man dem Czernischef und Lascy mit Grunde einen solchen Vorwurf machen könnte? Da aber kein einziger etwas davon erwähnt, so muß man allerdings auf den Gedanken verfallen, Friedrich habe diese Beschuldigung nur erdichtet, um den Ruhm dieser beiden Generale zu verdunkeln — ein Umstand, der Friedrichs Geschichte von Seite der Wahrheit eben nicht sonderlich empfiehlt! — Friedrich beklagt sich noch

in seinen Schriften, daß man mit seinen Lustschlössern Charlottenburg, Schönhausen und Friedrichsfeld sehr unsäuberlich verfahren — Friedrich wollte Krieg führen, die Länder seiner Nachbarn ausplündern, verheeren, verwüsten, und auf lange Jahre ruiniren, und das alles unter der Bedingung, daß man seine Staaten, seine Ländereyen und Lustschlösser respektirte. Friedrich, der so viele Provinzen Deutschlands ruinirte, konnte verlangen, man sollte die seinigen verschonen! — Hätte er nicht eben sowohl den Tag zuvor, wenn er eine Bataille liefern wollte, dem feindlichen General können sagen lassen: Morgen will ich euch eine Schlacht liefern, aber mit der Bedingung, daß ihr gleich beym ersten Angriff die Flucht ergreift, oder das Gewehr streckt und euch zu Kriegsgefangenen ergebt? —

Unsinn — wie ihn Friedrich in seinen Schriften vorbringt — muß noch nie aus der Feder eines Geschichtschreibers geflossen seyn; daß Friedrich Unsinn schrieb, wundert mich nicht; daß man aber diesen Unsinn lesen, bewundern, und empfehlen kann — das wundert mich!

Besoldungen.

Die Sänger und Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen, die sich der Salomo von Norden verschrieb, wurden weit besser bezahlt, als alle seine Staatsdiener. Nach Voltairs Bericht gab der sonst ökonomische Friedrich der einzigen Barberini jährlich 32000 Livres — eine

eine Summe, die ihren persönlichen Verdiensten und ihren dicken Schenkeln angemessen war!

Bündniß.

Friedrich war ein gefährlicher Bundsgenosse. Bündnisse schloß er lediglich in der Absicht, um seine Allürten so lange zu brauchen, als es die Lage der Sachen erfoderte. Hat er seine Absicht erreicht, so machte er Friede, ohne sich um das Interesse derer zu bekümmern, die für das seinige gefochten hatten. — In der Vorrede zu seinen hinterlassenen Schriften giebt er vier Fälle an, wo ein Monarch ein eingegangenes Bündniß wieder brechen könne. Nämlich 1) wenn der Bundsgenosse seine Pflicht nicht erfüllte. 2) Seinen Allürten hintergehen wollte, so, daß diesem kein Ausweg bliebe, als ihm zuvorzukommen. 3) Wenn ihn eine stärkere Macht niederdrückte, und sein Bündniß zu brechen zwänge. 4) Wenn es ihm unmöglich fiele, den Krieg länger fortzusetzen.

Da unter diesen vier Fällen kein einziger ist, der Friedrichen genöthiget hätte, sein mit Frankreich, Bayern und Sachsen geschlossenes Bündniß durch den Breslauer Frieden zu brechen, so muß es noch einen fünften Fall geben, wo ein Monarch eine geschlossene Allianz wieder aufgeben kann. Friedrich verschweigt ihn in der angeführten Stelle, vermuthlich darum, weil er sich der Nachwelt in einem bessern Lichte zeigen wollte, als ihn seine Handlungen vorstellen; wir müssen also die Lücke, die Friedrichen hier blieb, schon ergänzen und unsern Lesern sa-

sagen, daß es, nach Friedrichs Grundsätzen, auch noch diesen Fall gab: wenn das Privatinteresse es so erforderte. Daß Friedrich wirklich so gedacht und gehandelt habe, beweiset nicht allein der nur erwähnte Friedensschluß, sondern auch die Belehrung, die er in seinen Morgenstunden seinem Thronfolger hierüber ertheilte. „Ihr habt euch nicht zu schämen — heißt es in dieser „Belehrung — wenn ihr blos in der Absicht Bündnisse schliesset, um den Nutzen für euch allein zu ziehen. „Begehet ja nicht den groben Fehler, solche aufzuheben, „so lang ihr mit Grunde urtheilen könnt, daß es noch „für euer Interesse gehe, und haltet euch fest an die „Grundregel, daß seine Nachbarn ausplündern das sicherste Mittel sey, sie ausser Stand zu setzen, uns zu „schaden.„ — — —

So gefährliche Grundsätze auch Friedrich über die Bündnisse hegte — so leicht er auch seine Alliirten verließ, wenn er sein Interesse dabey fand, so wollte er doch immer treue Bundsgenossen haben. Der Friedrich, der ganze Länder verwüsten und dennoch verlangen konnte, daß man seine Lustschlösser verschonen sollte — wie wir unter dem Worte Berlin gesehen haben — konnte auch seine Alliirten verlassen, ohne ihnen ein gleiches Recht zuzugestehen. Nach der im J. 1744. mit Frankreich geschlossenen Allianz, schrieb er an den König: „Ihr „Interesse ist jetzt auch das meinige, und ich hoffe. daß „Sie es eben so mit mir halten, und mich nicht aus „Privatabsichten in diesem Kriege verlassen werden.„ — Er hätte hinzusetzen sollen: wie ich Sie in dem vorhergehenden verlassen habe.

Die Art, wie Friedrich die Hilfstruppen behandelte, die ihm seine Bundsgenossen anvertrauten, war eben nicht die freundschaftlichste. Die Sachsen haben im ersten schlesischen Kriege eine traurige Erfahrung davon gemacht. Friedrich marschirte mit der vereinigten preußischen und sächsischen Armee durch Mähren. Die Preußen machten die Avantgarde, und mußten auf des Königs Befehl alles, was sie auf ihrem Marsche antrafen, und weder verbrauchen noch mitnehmen konnten, verbrennen oder sonst auf eine Art unbrauchbar machen. Dieser unnatürliche Befehl ließ sich noch entschuldigen, wenn Friedrich vom Feinde verfolgt worden wäre, und die Absicht gehabt hätte, ihn dadurch zum Rückzuge zu bewegen — allein vom Feinde war nichts zu fürchten; warum gab also Friedrich einen so barbarischen Befehl? Vermuthlich in keiner andern Absicht, als die sächsische Armee so zu schwächen, daß sie außer Stand gesetzt würde, ihm zu schaden, wenn der König August von Pohlen wider ihn etwas unternehmen sollte; Denn, wie bekannt, war Friedrich äußerst mistrauisch. Da er andern die nämlichen Gesinnungen zuschrieb, die er selbst hatte, so glaubte er bey jedem Schritte, den andere Fürsten thaten, wenn sie auch seine Alliirte waren, eine Verschwörung zu sehen. Wir wissen ja auch, aus der oben angeführten Belehrung für seinen Thronfolger, daß sich Friedrich nicht eher für sicher hielt, bis nicht alle seine Nachbarn so geschwächt waren, daß er nichts von ihnen zu fürchten hatte. Sachsen suchte er erstlich an Truppen zu schwächen, und da erreichte er seinen Zweck vollkommen! denn von der ganzen sächsischen Armee, die Friedrichen nach

Mähren gefolgt war, sind nur wenige in ihr Vaterland zurückgekommen; Mangel und Elend, und ihre gewöhnlichen Begleiter, ansteckende Krankheiten rißen die meisten hin, ehe sie die Gränze ihres Vaterlandes erreichen konnten. — Hätten die Sachsen mehr von ihren Feinden zu fürchten gehabt? Friedrich, ihr Bundsgenosse führte sie in ein fremdes Land — zog vor ihnen her — zehrte alle Lebensmittel auf, und ließ das übrige verderben — um das Vergnügen zu haben, seine Freunde den Hungertodt sterben zu sehen! — Wen dieß Friedrichs Politik that; nun dann wohl uns, daß die Erde von einem solchen politischen Ungeheuer gereiniget ist! Orate fratres, ne resuscitet!

Christenthum.

Friedrichs großer allumfassender Geist, der überall Mängel entdeckte, mochte auch große Fehler an der christlichen Religion wahrgenommen haben, weil Er — der gar keiner Religion zugethan war — den Vorsatz gefaßt hatte, eine neue Religion zu stiften. Welch ein Ruhm, neben einem Moses und Mahomed zu stehen! Welch ein Ruhm, der Stifter einer Religion zu seyn! Friedrich hatte alle Anlagen, die zur Ausführung eines so großen Plans gehören. Er war unverschämt — konnte die größten Unwahrheiten behaupten, wie wir in seinen Schriften und in seinem Leben unzählige Beyspiele finden. Er war grausam — und hätte seine Religion im Erforderungsfall mit ein hundert und funfzig tausend, lauter gut exerzirten Argumenten beweisen können. Wer

hätte

hätte solchen Beweisgründen widerstehen können? Wer hätte sie widerlegen wollen? Er war unternehmend — arglistig — und ehrgeizig. Was lassen diese Eigenschaften nicht alles von einem Friedrich hoffen! — „Da eine Religion seyn muß — sagt Friedrich in sei„nen Morgenstunden — so werde ich (wenn ich so lan„ge lebe) zu seiner Zeit einen recht beredten Mann auf„treten lassen, der predigen wird. Gleich anfangs wer„de ich ihn zu verfolgen scheinen; nach und nach aber „werde ich mich für seinen Beschützer erklären, und mich „seiner Lehre mit Eifer annehmen. Diese Lehre ist be„reits fertig.„ — Voltaire hat die Vorrede dazu gemacht.

— — — — — — — —

Der Plan war so gut angelegt, wie unsre Leser sehen, daß Friedrich eines glücklichen Erfolgs beynahe gewiß war. Die Lehre war schon fertig. Was war dieß für eine Lehre? Worinn bestund sie? Was war ihr Zweck? — Das alles wissen wir nicht. Wir wissen nichts weiter, als was wir bereits gesagt haben. Wären die Herausgeber der hinterlassenen Werke Friedrichs II. Königs von Preußen redlicher zu Werke gegangen; hätten sie Friedrichs Koran, Lehre, Bibel — oder wie es sonst heißt, das große Buch, das Friedrichs Lehre enthielt — nicht unterschlagen, so wüßten wir mehr.

Friedrich gieng vom Theater, wo er die Rolle eines Gesandten Gottes an die Menschen, seine leichtgläubigen Geschöpfe, spielen wollte, eh er noch die Beglaubigungsscheine seines Hofes übergeben konnte — Er starb und mit ihm erlosch die Hoffnung einer Friedrichs-

religion — eines neuen Paradieses — und die Aussicht auf unnennbare Freuden jenseits des Grabes, die, so wenig er auch an sie geglaubt hätte, Friedrich seinen Anhängern zu versprechen nicht ermangelt haben würde. Es könnte auch seyn, daß er die Lehre vom ewigen Leben aus seinem Koran weggelassen, und seinen Anhängern, nach Moses Beyspiele, die fruchtbaren Länder seiner Nachbarn zum Lohn ihres Glaubens versprochen hätte — eine Muthmassung, die aus dem Theilungstraktate, den Friedrich mit Kaiser Karl VII. unglücklichen Andenkens über Böhmen geschlossen hat, ziemlich wahrscheinlich wird. Vielleicht hätte auch das letztere Versprechen mehr Eindruck auf seine ersten Anhänger gemacht, als das erstere, da die meisten Provinzen, die sie jetzt bewohnen, ziemlich mit den Wüsten, Sinn und Horeb, verglichen zu werden verdienten, die einst Moses Anhänger vierzig Jahre lang so wunderbar durchstrichen. Auf Leute, die lange Jahre einen undankbaren Sandboden bebauet haben, wirkt die Aussicht auf Länder, wo man bey mäßiger Industrie im Ueberfluß lebt, mehr, als alle Freuden, die man ihnen von einem andern Leben zwar versprechen, aber, ohne ins grobe zu fallen, nie lebhaft genug beschreiben kann. —

Ohne uns weiter bey Konjekturen zu verweilen, die für uns keinen Nutzen haben, merken wir hier blos noch an, daß in Friedrichs Paradies gewiß kein Frauenzimmer Einlaß gefunden haben würde, das nicht ein paar heilige und vorzüglich dicke Schenkel zu Fürsprechern gehabt hätte. Dürre, abgezehrte Schenkel waren Friedrichen verhaßt, weil er sich an den dürren, welken und

kraft-

kraftlosen Beinen seiner Geliebten — die vom Henker in der Folge gestäupt worden — bis zum Eckel gesättiget hatte. — Was sonst noch Theil an den Freuden des Paradieses hätte nehmen wollen, hätte sich in ein Windspiel metamorphosiren müssen.

Corpus Juris Fridericianum.

Unter diesem Titel, gab Friedrich nach dem Dresdner Frieden ein Gesetzbuch heraus, dessen Schwäche Friedrich selbst am besten kannte. Schmeichler erhoben dieses Werk über alles, was in diesem Fache bisher in der Welt noch erschienen war — Friedrich aber läßt sich hierinn Gerechtigkeit wiederfahren, denn er sagt in seinen Morgenstunden: „Ich bin zu eigennützig gebohren, als daß ich einen Stand in meinen Staaten dulden sollte, der meine Handlungen einschränken könnte; „und dieses war die einzige Ursache, die mich bewog, „ein neues Gesetzbuch herauszugeben. Ich weis gar „wohl, daß ich die Gerechtigkeit in ein ziemlich lustiges „Gewand gekleidet habe; allein ich fürchtete ihr scharfes Auge.„ — — — — — — — —

Die Absicht, die Friedrich bey Verfassung seines neuen Gesetzbuchs hatte, erhellet aus seinen eigenen Worten zu deutlich, als daß wir noch etwas hinzusetzen nöthig haben sollten. — Nun urtheile man aber, ob Trenk Ursache hat, in seiner Trauerrede Friedrichen einen klugen Gesetzgeber zu nennen? s. Justizwesen.

Dank-

Dankbarkeit.

Sich der Strenge der våterlichen Gewalt *) zu entziehen, faßte Friedrich einst auf einer Reise, wo er seinen Vater begleitet hatte, den Entschluß, zu entfliehen und nach England überzugehen. Der Plan war schon entworfen; er sollte eben ausgeführt werden, als der König, von der ganzen Sache unterrichtet, den Prinzen arretiren ließ. Friedrich ward auf das Schloß Küstrin gebracht, und da so scharf bewacht, daß er alle Ursache hatte, sich nach der brittischen Freyheit hinzusehnen. Unterdessen Friedrich sein unglückliches Schicksal und den Verräther verfluchte, der seine vorgehabte Flucht dem Könige verrathen hatte, arbeiteten die Gerichtshöfe und Universitåten die Beweisgründe aus, nach welchen Friedrich hingerichtet werden sollte. Friedrich Wilhelm war einmal entschlossen, dem Prinzen sein Verbrechen mit dem Leben büssen zu lassen, und da durften die Gerichtsstellen — die unter dem königlichen Stocke stunden — nichts einzuwenden haben; auch verurtheilten sie ihn einstimmig zum Tode. Nur die auswärtigen Universitåten, die der königliche Stock nicht erreichen konnte, wagten es, den Prinzen zu vertheidigen. Doch würde sich der König wenig an ihre Urtheilssprüche gebunden haben,

*) Friedrich ward von seinem Vater sehr unwürdig behandelt — das geringste Versehen, das er begieng, wurde mit Fußtritten, Ohrfeigen und Stockprügeln bestraft. O! ihr Könige, behandelt eure Söhne besser, damit sie keine Friedriche werden!

haben, wenn sich nicht größere Vertheidiger aufgeworfen hätten. Der vorzüglichste war Kaiser Karl VI. Dieser brachte es durch seine wiederholten Vorstellungen doch endlich dahin, daß unserm Friedrich, nach einem achtzehn monatlichen Gefängnisse, Leben und Freyheit geschenkt wurde. Daß Friedrich beydes diesem Kaiser zu verdanken hatte, ist gewiß; denn sein Vater sagte am Ende, als ihm der Kaiser durch seinen Gesandten die dringendsten Vorstellungen täglich machen ließ, daß er doch seinen Sohn begnädigen möchte, ganz unwillig: Nun es sey, aber der Kaiser wird sehen, was er sich für eine Schlange an ihm gezogen!

Kaum war Karl VI., Friedrichs Wohlthäter, mit Tode abgegangen, so nahm Friedrich, aus Dankbarkeit gegen seinen Retter, Schlesien — das Erbtheil, das dieser Kaiser seiner Tochter verlassen hatte — gegen ihre Feinde in Verwahrung. Wenn er es in der Folge für sich behielt, so kam das blos daher, weil er für seine dabey gehabte Mühe mit Recht eine Belohnung fordern konnte. — — Die schöne Beschreibung, die Friedrich von dem Manne, der ihm das Leben rettete, in seinen hinterlassenen Werken — vermuthlich auch aus Dankbarkeit — macht, sehe man unter Karl VI. —

Unter allen Dienstleuten, die Friedrich beym Antritt seiner glorreichen Regierung verabschiedete, war der Koch der erste, der ihm einst, als er die Begehungssünden seiner hitzigen Jugend bey Wasser und Brod in enger Verwahrung abbüssen mußte, wider den königlichen Befehl und aus Mitleid, Speisen zugesteckt hatte. Friedrich

drich nahm den Vorwand: Der Koch hätte die königlichen Befehle übertreten! Wir würden diesen Grund gelten lassen, wenn der Koch nicht um Friedrichs willen diese Befehle übertreten hätte — daß Friedrich einen Menschen der Gefahr zu verhungern aussetzen konnte, der ihn gespeist hatte, zeigt den äußersten Grad des Undanks an.

Daun.

Daun war einer der größten Generals dieses Jahrhunderts. Diese Gerechtigkeit lassen ihm selbst Friedrichs Lobredner wiederfahren. Er hat Friedrichen bey verschiedenen Gelegenheiten gezeigt, daß es minder glücklich bei seinen Unternehmungen seyn würde, wenn man ihm immer das Hauptkommando überließe. So lange Daun en Chef kommandirte, war Friedrich unglücklich, weil er alle seine Plane durch diesen großen General, der ihm bey ihrer Ausführung öfters noch zuvorkam, vereitelt sah. Nach der Bataille bey Hochkirchen nannte ihn Friedrich nicht anders mehr, als den geweihten General, weil er vom Pabste einen geweihten Hut und Degen zum Geschenke bekommen hatte — eine Ehre, die Friedrichen um so mehr kränkte, da sie sonst nur denjenigen Generalen wiederfuhr, die mit Glück wider die Ungläubigen kriegten. Was konnte Friedrich aus einem solchen Geschenke anders schliessen, als daß man ihn am Römischen Hofe für einen Ungläubigen hielt, und in bester Form für einen solchen öffentlich erklärte? Friedrich suchte sich an Daun durch Spöttereyen zu rächen, und nannte ihn den geweih-

weih-

weihten General. Daun rächte sich nicht mit Worten an Friedrichen, und rächte sich dadurch um so empfindlicher. Die päbstliche Weihe that so gute Wirkung, daß Daun an einem Tage 12000 Preußen, worunter 9 Generals und 500 Offiziers waren, bei Maxen zu Gefangenen machte. Dieser Fang ist unter dem Namen Finkenfang in der Geschichte bekannt, weil der General Fink das gefangene Korps kommandirt hatte. Friedrich ärgerte sich über diesen Streich beynahe eben so sehr, als über das päbstliche Präsent — und zeigt itzt (lange nach dem Finkenfang) in seinen hinterlassenen Werken im 4ten Bande, S. 49. was Fink hätte machen sollen, um sich nicht fangen zu lassen. Ich glaube, Friedrich hätte besser gethan, wenn er ihm das, was er itzt darüber schreibt, vor dem Fang mündlich gesagt hätte — itzt wird es schwerlich etwas nützen!

Dichtkunst.

Friedrich war ein Dichter, und schätzte andere Dichter sehr wenig. Die Karschin bat den König in einem Gedichte, er möchte ihr ein Haus bauen lassen. Friedrich, der jährlich fünfzig bis sechzig Häuser bauen ließ, und öfters an Unwürdige verschenkte, schickte der deutschen Dichterinn, statt der Gewährung ihrer Bitte, vier Thaler, die sie ihm aber zurückschickte und mit vier Versen begleitete, worinn sie dem Könige, der einer Barberini der blossen Schenkel wegen jährlich 32000 Livres geben konnte, und itzt der Dichterinn, die freilich sonst kein Verdienst hatte, als daß sie eine deutsche Dichterinn war, vier

Tha-

Thaler schenken wollte, für eine so hohe Gnade demüthigst dankte. — Woher diese Geringschätzung? War es Stolz, womit der französische Dichter der deutschen Dichterinn begegnen wollte? Hatte Friedrich für fremde Verdienste kein Gefühl? Oder konnte es Friedrich dieser Dichterinn nicht vergeben, daß sie ihre poetische Wäsche selbst übernahm? — —

Madame Karschin erhielt von Friedrichs weisem Nachfolger — der sichs zum Gesetze gemacht zu haben scheint, die Sottisen seines großen Vorgängers zu verbessern — ein Haus, ohne ihn darum zu bitten. Das Gedicht, worinn sie ihrem großmüthigen Könige, Wilhelm Friedrich, dafür dankt, ist bekannt.

Diebstahl.

Stehlen ist unter gewissen Bedingungen — nach Friedrichs Grundsätzen — erlaubt. s. Thätigkeit.

Entschädigung.

Wenn Friedrich einen Monarchen, dessen Staaten er ausgeplündert hatte, entschädigen wollte, so plünderte er die Staaten eines Dritten, um den erstern Schaden mit dem letztern zu vergüten. Als er sich auf den langen Krieg, den er sich durch seinen Vorwitz zugezogen hatte, nach Ruhe sehnte, und den Schaden ersetzen sollte, den er dem Könige von Pohlen in Sachsen gemacht hatte, bot er diesem zur Entschädigung Erfurt an — eine Stadt,

die

die dem Kurfürsten von Mainz gehört, der weder Sachsen geplündert, noch den siebenjährigen Krieg angefangen hatte. Was mag Friedrich für Begriffe vom Rechte gehabt haben? Doch Voltaire sagt in seinen geheimen Nachrichten, wo er uns dieses Stückchen von Friedrichs Politik erzählt: Das ist nun so Friedrichs Art, immer einen andern zu plündern. — Von alle dem sagt Friedrich in seinen hinterlassenen Werken kein Wort, ungeachtet er, als er von den Räubereyen der ungrischen Völker redete, Gelegenheit gehabt hätte, auch der seinigen in etwas zu gedenken. s. Autorkniffe.

Ermahnung zum Frieden.

Ein Wort an Regenten von Friedrich, dem Stöhrer der öffentlichen Ruhe.

Friedrich — der ohne alles Bedenken die heiligsten Gesetze, Natur- und Völkerrecht, übertrat — die Unterthanen nur Spielmarken der Großen nannte — Tausende würgte, um seinen Durst nach Ländern zu stillen — dieser weise menschenfreundliche Friedrich sagt in der Vorrede zu seinen hinterlassenen Schriften S. 19. „Die Ehrgeizigen sollten doch vorzüglich bedenken, daß „die Waffen und die Kriegskunst in Europa so ziemlich „gleich sind *), und die Bündnisse gewöhnlich eine „Gleich-

*) Um zu sehen, wie wenig Friedrich sich in seinem Urtheile gleich blieb, lese man das, was wir unter dem Worte

„Gleichheit an Macht unter die Kriegführenden Theile „bringen; daß daher alles, was zu unserer Zeit die Für„sten von ihren glücklichen Erfolgen erwarten können, dar„auf hinausläuft, durch wiederholte Siege eine kleine „Gränzstadt oder Gebiet zu erobern, das die Zinsen der „Kriegskosten nicht einbringt, und dessen ganze Bevöl„kerung der Anzahl Bürger, die in den Feldzügen ge„blieben sind, nicht gleichkömmt. Wer noch ein füh„lendes Herz hat, und mit Nachdenken diese Gegenstän„de betrachtet, den muß das vielfache Unglück rühren, „welches die Staatsregierer aus Mangel an Ueberle„gung, oder aus Leidenschaft über die Völker brin„gen.„ —

Schade, daß diese wohlgemeinte Ermahnung ihre gehörige Wirkung nicht haben kann! Welcher Fürst wird sie befolgen, da Friedrich selbst von alle dem, was er hier sagt, das Gegentheil gethan hat? — Wird die Erbauungsrede, die ein katholischer Geistlicher über die Wollust herabkanzelt, bey seinen Zuhörern einen Eindruck machen, wenn er sich eine hübsche Köchinn hält, die ihn über das strenge Gelübde der Keuschheit tröstet? — Was die Kriegskosten anlangt, da wußte sich Friedrich zu helfen. Sein Ephraim, der das Projekt zur Münzverfälschung entwarf — die sächsischen Revenüen des Königs von Pohlen, die Friedrich so lange Jahre zog — die ungeheuern Summen, die er nebenher noch von den Sachsen erpreßte — mußte ihm die Kosten, die er auf Schle-

Worte Prahlerey gesagt haben, wo man einen auffallenden Kontrast finden wird.

Schlesien verwendet hatte, reichlich ersetzen. Kann man nicht durch kluge Finanzverbesserungen die Einkünfte eines Herzogthums, das seinem vorigen Besitzer nur zwei Millionen trug, auf acht Millionen treiben? f. Finanzwesen.

Was wäre also zu verlieren, wenn man Friedrichs Worten untreu würde, und seinem Beyspiele folgte?

Friedrich sagt: Wer ein fühlendes Herz hätte, den müßte das vielfache Unglück rühren, das die Staatsregierer über die Völker brächten. Friedrich muß also kein Herz — wenigstens kein gefühlvolles Herz gehabt haben, weil er Deutschlands schönste Provinzen verheeren, und Tausende mit kaltem Blute würgen konnte — — Doch nein! Der menschenfreundliche Friedrich untersagt nicht den Krieg, und das Blutvergiessen, sondern nur die Unvorsichtigkeit. Nach seiner Meinung — die er S. 20. äußert — kann man allerdings vielfaches Unglück über die Völker bringen; nur muß man die Gelegenheit abwarten, wann sichs am füglichsten thun läßt. f. Thätigkeit.

Erziehung.

Das künftige Schicksal eines Staats beruhte lediglich auf der Erziehung des Prinzen, der ihn einst beherrschen soll. Das Herz und der Verstand eines Prinzen, der zum Herrschen bestimmt ist, müssen mit gleicher Sorgfalt gebildet werden, wenn man sich einst

eine glückliche Regierung von ihm versprechen will. Die Fehler, die ein Fürst in seinem Privatleben begeht, haben für den Staat die wichtigsten Folgen. Sein Beyspiel ist hinreissend *); man folgt ihm, es mag nun zur Tugend oder zum Laster führen. Niemand hat also mehr Ursache tadellos zu leben, als ein Regent — und niemand sollte mehr zur Tugend in der Kindheit angeführt werden, als ein Prinz, der einst regieren soll. Doch die moralischen Tugenden allein sind noch nicht hinreichend, das Glück einer Nazion zu machen. Ein Fürst kann das beste, tugendhafteste Herz besitzen, und dennoch ein schlechter Regent seyn; daher ist es äußerst nothwendig, daß man dem Prinzen mit der Liebe zur Tugend zugleich auch alle die Kenntnisse beibringt, die ein Monarch besitzen muß, wenn er seine Unterthanen glücklich machen will. —

Was konnte man sich — nach dem, was wir itzt von der Erziehung eines Prinzen überhaupt gesagt haben — von Friedrich versprechen, wenn man von seiner erhaltenen Erziehung auf seine künftige Regierung schliessen wollte?

Friedrich kam aus den Händen eines Weibes, das ihm eine ganz besondere Liebe zur französischen Spra=

*) Die Wahrheit dieses Satzes bestättigen alle Regierungen. — Friedrich liebte die Ausschweifung in der Liebe; dieß war hinreichend, die Galanterien in Berlin zu verbreiten. Friedrich vertheidigte den Selbstmord — gleich fanden sich Leute, die seine Grundsätze in Ausübung brachten.

Sprache und zu den Tändeleyen ihrer Nazion einfranzösirt hatte, unter die Aufsicht eines Franzosen, der zu nichts weniger, als zur Bildung eines deutschen Prinzen geschickt war; der weder die Sitten, noch die Sprache desjenigen Landes kannte, das der Prinz einst beherrschen sollte; und dessen ganzes Verdienst darinn bestand, daß er dem Prinzen französisch vorplauderte.

Unterdessen Friedrichs großer Geist mit französischer Ambrosia gespeist wurde — ward sein Körper mit deutscher Biersuppe genährt. Ob diese Kost dem Prinzen behagte, weis ich nicht; Friedrich fand sie in der Folge vortrefflich, und empfahl sie allen seinen Unterthanen — er selbst aber aß keine Biersuppe mehr.

Schon im achten Jahre gab Friedrich Wilhelm seinem Sohne ein Zeughaus, worinn er alle Waffen im Kleinen fand, die er einst zum Menschenwürgen nöthig hätte. Friedrich, der nach der Absicht seines Vaters ganz militärisch erzogen werden sollte, kommandirte schon als Knabe das Kadetenkorps. Bey etwas reiferem Alter erhielt er eine Kompagnie unter der Leibgarde.

Bis hieher hatte man dem Prinzen von all den Pflichten, die ihm einst als Regenten oblagen, und von all den Wissenschaften, die ein Fürst besitzen muß, wenn er seine Unterthanen glücklich machen will, noch kein Wort gesagt. Friedrich Wilhelm glaubte, seine Vaterpflichten hinlänglich zu erfüllen, wenn er seinen Sohn zum Soldaten bildete — ihn zu regelmässigen Andachtsübungen anhielte — dahin bedacht wäre, daß er ihn

keine

keine Predigt versäumen ließ — und zur gesetzten Zeit zur Kommunion schickte.

Den Verstand des Prinzen mit nöthigen Kenntnissen zu füllen — sein Herz mit der Tugend bekannt zu machen — fiel dem Könige gar nicht bey. Ja Friedrich Wilhelm gieng in seiner Erziehungsart so weit, daß er seinem Sohne jede Beschäftigung untersagte, die nicht unmittelbar auf das Militär Bezug hatte. Der Prinz liebte die Musik und die Lektüre. Wenn er einige müssige Stunden hatte, so spielte er auf der Flöte, oder las französische Bücher. Bey dieser Unterhaltung überraschte ihn einst der König, und warf Flöte und Bücher ins Feuer. Das einzige Buch, das Friedrich noch lesen durfte, war die Bibel, weil dieß das einzige Buch war, das sein Vater gelesen hatte. Friedrich las in der Bibel — und schöpfte aus dem Buche, das ihn von der Religion hätte überzeugen sollen, Stoff zu Spöttereyen für sein ganzes künftiges Leben.

So verlebte Friedrich seine Jahre, bis zu seiner Vermählung. Hatte man ihm zuvor von der Regierungskunst nichts gesagt, so war nun — da er sich selbst überlassen war — noch weniger daran zu denken.

Was konnte man sich von einer so militärischen Erziehung versprechen? Konnte man erwarten, Friedrich werde seine Unterthanen glücklich machen — Er, der die Mittel nicht kannte, die er zu diesem Ende hätte anwenden müssen? Konnte man vermuthen, daß er die Pflichten eines guten Regenten erfüllen würde, da

man

man ihm diese Pflichten nicht gezeigt hatte? — Wir dürfen uns gar nicht wundern, wenn Friedrich in der Folge gerade so handelte, wie er gehandelt hat — der Grund liegt in seiner Erziehung. Hätte man ihm in der Jugend richtige Begriffe von Religion und Tugend beygebracht — ihm für beyde eine innige warme Liebe eingeflößt — durch eine gezwungene und regelmässige Frömmigkeit nicht einen unauslöschlichen Haß gegen die Religion eingeprägt — die Pflichten seines Standes in ihrem ganzen Umfange gezeigt; so wäre Friedrich in der Tugend kein Heuchler — in der Religion kein Spötter — und im Innern seines Reichs kein Tyran geworden. Friedrich hätte der beste Fürst werden können, wenn seine Erziehung nicht wäre vernachläßiget worden. Daß er itzt unter diejenigen gezählt wird, die der Menschheit zur Geisel regiert haben — hat er seinem Vater zu verdanken.

Eßlust.

Friedrich, der den Grundsatz hatte, daß es außer der Sinnlichkeit kein wesentliches Glück auf der Welt gäbe, machte sich täglich so glücklich, als es nur ein König durch Essen, Trinken und . . . . . werden kann. Seine Philosophie — ich wollte sagen, seine Eßlust — verließ ihn auch nicht bis an sein Ende. Ein paar Tage vor seinem Tode aß er noch Rindfleisch und Seespinne. Man kann also in der That von Friedrich dem Großen sagen, daß er gestorben ist, wie er gelebt hat — en philosophe.

Eugen.

Von diesem Helden sagt Friedrich im 1sten Bande seiner hinterlassenen Werke, S. 26 und 27. „So lange „Prinz Eugen die volle Kraft seines Geistes besaß, „war Glück mit den Waffen und den Staatsunterhand„lungen der Oesterreicher. Als aber Alter und Krank„heiten ihn schwächten, ward dieser große Kopf, der so „lange für das Wohl des kaiserlichen Hauses gearbei„tet hatte, unfähig, diese Arbeit fortzusetzen, diese Dien„ste ferner zu leisten. Demüthigende Betrachtungen „für unsern Stolz! Ein Conde, ein Eugen, ein Marl„borough sehen ihren Geist eher hinsterben, als ihren „Körper; die erhabensten Genies enden mit Blöd„sinn.„ — Könnte man von Friedrich nicht das Nämliche sagen? Er hat in seinen Schriften im 1sten Bande, S. 21. die Regel festgesetzt, daß ein geschickter Regent jede Sache zu ihrer rechten und gelegenen Zeit thun müsse — und gleichwohl fiel er im Julius 1778. gewiß zur ungelegensten Zeit in Böhmen ein. Friedrich, der die Stärke seines Gegners mit der seinigen zuvor nicht gehörig abgewogen haben mochte — ungeachtet er in seinen Schriften Fürsten, die andre in ihren Besitzungen angreifen wollen, diese Vorsicht empfiehlt — hofte, wie vormals, in Böhmen ungehindert und nach Gutbefinden plündern zu können; mußte aber zu seinem großen Verdruß erfahren, daß er für seinen Ruhm zu lang gelebt hatte. — Würde er diesen Schritt gethan haben, wenn seine Geisteskräfte nicht schon geschwächt gewesen wären? — Noch mehr, Friedrich beschäftigte sich

in

in seinen letzten Tagen mit Spielwerken — mit seinen schönen Tabatieren, Ringen u. s. w. Ist dieß die Beschäftigung großer Geister, wenn sie bey vollen Verstandskräften sind? — Daß Friedrich — der mit Menschenwürgen angefangen hatte — mit Blödsinn endete, ist gewiß; ob er aber darum unter die erhabensten Genies zu rechnen sey? — das ist eine Frage, die ich eben nicht mit Ja! beantworten möchte.

Fehler.

Friedrich, der in den Journalen Deutschlands der Held des achtzehnten Jahrhunderts genennt, und wenigstens unter die Halbgötter versetzt wird. — Friedrich, der nach einigen ein göttliches Genie hatte, und bey dessen Werden, nach andern, die Natur ihre ganze Schöpfungskraft angewendet hatte — dieser Friedrich gesteht, daß er zween große Fehler begangen habe. Der eine war, daß er, nach der Eroberung von Prag, diese Festung nicht mit hinlänglichen Lebensmitteln und Vertheidigern versehen; und der andere, daß er nicht Prinz Karln, wie er es doch dem Könige von Frankreich versprochen hatte, entgegen gieng, ihm eine Schlacht lieferte und 20000 Feinde erlegte. —

Diesen Fehler gesteht Friedrich — wir müßten aber ganze Bände anfüllen, wenn wir alle Fehler beschreiben wollten, die er in seinem Leben gemacht hat, und — nicht gesteht. Wir wollen nur einen anführen. Nach dem Zeugnisse aller erfahrner Kriegsmänner be-

gieng Friedrich bey der kolliner Bataille einen sehr großen Fehler. s. Schlachten. Entweder hat ihn Friedrich nicht dafür erkannt, oder er hat ihn mit Fleiß vergessen. In seinen hinterlassenen Werken im 3ten Bande, S. 143. sagt er: Man mußte sich dem Feldmarschall Daun entgegenstellen; man mußte eine Schlacht liefern, und — (sich schlagen lassen) man war unglücklich. — Daß er die Schlacht hätte vermeiden, und den Feldmarschall Daun in einer glücklichen und vortheilhaften Stellung erwarten sollen — davon sagt Friedrich kein Wort. Ein Beweis, daß Friedrich gar nicht so treu und so offenherzig erzählt, als er in der Vorrede zu seinen Werken verspricht! — Daß er die kolliner Schlacht ohne alle Ueberlegung, und aus Uebermuth und Selbstvertrauen geliefert habe, gesteht Friedrich in dem Briefe, den er gleich nach dieser Schlacht an den Lord Marschall geschrieben, wo es heißt: „Das „Glück, mein lieber Lord, flößt uns oft ein schändliches „Vertrauen ein.„

Feindesliebe.

Als Friedrich die Erbländer und die Armee des Königs von Pohlen in Verwahrung genommen hatte, und diesem Monarchen in Sachsen nichts mehr übrig war, gab ihm der großmüthige Friedrich einen salvum conductum und Postpferde, die ihn nach Pohlen brachten. — Welche Großmuth! Welch eine Seelengröße gehört nicht dazu, seinem Feinde so viele Liebe zu erweisen! — Es ist wahr, der König von Pohlen hatte ihn nicht beleidigt

leidigt. War aber das nicht schon Beleidigung genug, daß er der Besitzer eines Landes war, das Friedrich in Verwahrung genommen hatte? — Der König von Pohlen konnte froh seyn, daß ihn Friedrich nicht auch in Verwahrung nahm, und ihm freyen Abzug gestattete.— Wer diese herrliche That nicht bewundert, weis wahres Verdienst nicht zu schätzen. Wir, die wir uns dieses Vorzugs rühmen, können ihr unsern Beyfall und unsre Bewunderung nicht versagen.

Finanzwesen.

Das Finanzwesen fand Friedrich beym Antritt seiner Regierung in einer für seinen Schatz sehr vortheilhaften Verfassung. Es war so angelegt, daß jährlich einige Millionen mehr in den königlichen Schatz fliessen mußten. Herr Fischer sagt: „Es gehörte gerade Friedrichs göttliches Genie dazu, um hier noch Unvollkommenheiten zu entdecken. Das heißt mit andern Worten: Es gehörte gerade so viel Unmenschlichkeit und Geiz dazu, als Friedrich besaß, um die armen Unterthanen durch so unerhörte Auflagen drücken zu können. — An Mitteln, den Schweiß des arbeitsamen Staatsbürgers an sich zu ziehen, war Friedrich unerschöpflich. Ein Beweis von seinen erhabenen Einsichten in das Finanzwesen, sind die Verbesserungen, die er in diesem Fache in Schlesien machte. Dieses Herzogthum hatte seinem vorigen Besitzer zwey Millionen getragen — Friedrich wußte es auf acht Millionen zu

trei-

treiben. Ob die Unterthanen um diese sechs Millionen ärmer wurden? — Fragen Sie die Schlesier!

Freygebigkeit.

Unter Friedrichs unsterbliche Tugenden setzen seine Lobredner auch die Freygebigkeit gegen seine Unterthanen. Friedrichs Länder waren durch den siebenjährigen Krieg äußerst ruinirt und entvölkert worden; das Land lag unbebauet, weil es an Arbeitern fehlte, und die Lebensmittel waren auf den höchsten Preis gestiegen. Ein Scheffel Getraide kostete 20. Thaler — ein Preis, den nur wenige noch bezahlen konnten. Der größte Theil der Einwohner und das Militär lebte von Erdäpfeln. In diesem allgemeinen Elende ließ Friedrich seinen Unterthanen unentgeltlich Brod und Mehl reichen, und den Landleuten den Samen geben, den sie zur Aussaat brauchten. — Diese That erheben Friedrichs Lobredner bis an die Wolken — ich, der ich die ganze Handlung unpartheyisch und der Wahrheit gemäß beurtheile, finde eben so viel nicht darinn, das mich zu gleicher Bewunderung und zu gleichem Lobe hinreissen könnte. Wer hatte den Krieg angefangen? — Friedrich! — Wer war also an der Armuth und dem Elende schuld, in das die Unterthanen verfallen waren? — Friedrich! — Wer war verbunden, diesen Schaden so viel, wie möglich, zu vergüten? — Friedrich! Ich sehe also gar nicht ein, warum man in dieser Vergütung eine besondere Tugend suchen sollte! Sollte Friedrich nicht selbst zu Grunde gehen, so mußten

en ihm seine Unterthanen ihre Steuern und übrigen Abgaben entrichten. Wie konnten sie aber dieses, wenn man sie ihrem itzigen Elende nicht entrieß? Wollte Friedrich fernerhin Revenüen ziehen, so mußte er die Quellen in Gang bringen, woraus er sie schöpfte. — Diese so gepriesene Freygebigkeit war also weiter nichts, als ein Mittel, wodurch Friedrich die Millionen, die in seinen Schatz fliessen sollten, und seit einiger Zeit ausgeblieben waren, wieder in Gang brachte.

Freyheit.

Friedrich setzte der Freyheit seiner Unterthanen sehr enge Schranken. Seine Landeskinder vom Auswandern abzuhalten, verbot er sogar den Handwerkspurschen, ihre Wanderjahre außerhalb Landes zuzubringen. Freylich war dieses Verbot in so weit gut, als es dem schädlichen Auswandern steuerte, und die Vertheidiger seiner Staaten zu Haus hielt; hat aber Friedrich durch diesen Zwang etwas gewonnen? Ich glaube nicht. — Jeder Unterthan ist verbunden, sein Vaterland zu vertheidigen; aber nur der wird es wahrhaft vertheidigen, den Vaterlandsliebe entflammt, und der aus eigener Wahl seine Vertheidigung übernimmt, unterdessen der Zwang jede Pflicht verbittert, und die Gelegenheit, sich ihrer zu überheben, willkommen macht. Das Land, zu dessen Vertheidigung nicht Freyheit den Grund legt, wird gewiß sehr schlecht vertheidigt! Seine gezwungene Vertheidiger schütteln das Joch ab, so oft sie es ungestraft thun können; und diese Gelegenheit finden sie immer

gerade

gerade zu der Zeit am häufigsten, wenn das Vaterland ihrer Dienste am nothwendigsten bedarf. Friedrich hat diese Erfahrung mehr als einmal gemacht. Woher kam es, daß ihm in dem letztern Kriege, der doch nicht lange gedauert hat, 40000 Mann davon liefen? Daher, weil der Mensch seine Freyheit über alles schätzt, sie mehr als Vaterland, Vermögen und Familie liebt, sie um keinen Preis hingiebt, und alles unternimmt, um sie wieder zu erlangen, wenn man sie ihm geraubt hat; weil man in Friedrichs Staaten nicht aus eigner Wahl Soldat werden kann — jeder gleich bey der Geburt schon auf die Liste der künftigen Vertheidiger des Vaterlandes gesetzt wird, ohne erst seine Neigung zu befragen; weil nur Enthusiasmus fürs Vaterland treue Krieger bildet; und Friedrich seinen Soldaten diesen Enthusiasmus meistens mit dem spanischen Rohre erst einflössen ließ. — Gute Gesetze, Begünstigung und Aufmunterung des Nazionalfleißes bilden treue Bürger und gute Kriegsmänner. In einem Lande, wo Verdienste gesucht, geschätzt und belohnt werden, bedarf man keiner Zwangsmittel, die Einwohner vom Auswandern abzuhalten. In der That, wer würde wohl ein Land verlassen, wo Verdienste erkannt und belohnet werden, wo weise Gesetze, und kluge Einrichtungen bestehen, die dem fleißigen Staatsbürger Glück und Wohlstand sichern? —

Wenn die Unterthanen aus einem Lande in ein anderes übergehen, so ist das ein Zeichen, daß sie entweder da ihr Glück nicht gefunden haben, oder mit der Regierung nicht zufrieden sind — in beyden Fällen

aber

aber macht es dem Fürsten gar keine Ehre, dessen Oberherrschaft sie sich entziehen. — Was soll man also von Friedrichs gepriesener Regierung sagen, wenn er, um Unterthanen zu behalten, in die Nothwendigkeit versetzt wird, wider die Auswanderung Verordnungen ergehen zu lassen? — Nichts, als daß sie so glücklich nicht war, als seine Lobredner in der Welt sie ausposaunten.

Freymaurer.

Friedrich war ein Maurer. Ich bin keiner, habe aber große Begriffe von einer Gesellschaft, die ich schon oft so viele glänzende Handlungen ausüben sah — die sichs zum Gesetze gemacht zu haben scheint, den Leiden der Menschheit entgegen zu arbeiten — die alle ihre Kräften zum allgemeinen Besten verwendet — mit inniger Rührung dem Unglücklichen die Thräne von der Wange trocknet, oder sie in Freudenthränen und in Thränen des Danks und des Gebets verwandelt! — Man halte dieß nicht etwan für Schmeicheley. Man würde dem Orden und mir selbst Unrecht thun. Ich stehe mit der Gesellschaft, die ich schon so oft bewundern mußte, in keiner Verbindung. Wäre dieß, gewiß ich hätte hier davon geschwiegen! Was ich hier von ihr sage, ist ein Theil der Achtung, die ihr jeder wahrer Menschenfreund, wenn er aufrichtig handeln will, nicht versagen kann. — Was meine Achtung gegen diesen Orden vermehren könnte, wenn sie einer Vergrößerung fähig wäre, ist Friedrichs Austritt aus

demselben. Friedrich ließ sich und dem Orden Gerechtigkeit wiederfahren. Er sah ein, daß er in einer Gesellschaft, wo jedes einzelne Glied sich für das Wohl der Menschheit verwendet, am unrechten Orte sey; er wollte lieber austreten, als sich in großen edlen Handlungen länger von Männern beschämen lassen, die er außer der Loge weit unter sich zu sehen glaubte. — Ein Despot im Innern seines Landes, ein Eroberer — der seine ganzen Kräften aufgeboten hatte, die Menschen unglücklich und elend zu machen — konnte unmöglich ein wahrer Freymaurer seyn!

Freundschaft.

Friedrich, der blos Egoist war, konnte für Freundschaft eben so wenig Gefühl haben, als für Liebe *). Zwar schien er vor dem Antritt seiner Regierung mit seiner Gesellschaft in Rheinsberg ziemlich freundschaftlich umzugehen — allein es war — wie gesagt — nur Schein. Kaum war er zur Regierung gekommen, so zeigte sich Friedrich in seiner wahren Gestalt — als Egoist. Seine Freunde — die ihr eigenes Interesse vergessen hatten, um ihm Gesellschaft zu leisten — mußten nun den kümmerlichen Gehalt, den er ihnen gab,

*) Daß hier nicht von der groben und ausschweifenden Liebe — die man gar nicht Liebe nennen sollte, und der Friedrich nur allzusehr ergeben war — nicht die Rede seyn kann, brauchen wir nicht erst zu erinnern.

gab, sauer verdienen, und es fiel nun hell in die Augen, daß er sie lediglich zu sich genommen hatte, weil sie ihm zur Ausführung seines Plans, sich in der gelehrten Welt einen Namen zu machen, unentbehrlich waren. Er fühlte für keinen Freundschaft, ob er sie gleich bisweilen mit dem prächtigen aber leeren und nichtsbedeutenden Titel seiner Freunde beehrte. Sie ließen sich von seiner Verstellung nicht überlisten, und erwiederten ihm seine Freundschaftsversicherung mit leeren Gegenkomplimenten. Wer hätte für Friedrich Freundschaft hegen können? Seine Spöttereyen mußten ihm alle Herzen verschliessen. Mirabeau hat Recht, wenn er sagt, Friedrich habe nie die Liebe der Menschen besessen. Womit hätte er sie verdient? — Nur eine gleiche Stimmung der Herzen kann wahre Freundschaft erzeugen — nun zeige man uns aber auf Gottes weiter Erde einen Menschen, der mit Friedrichen dem Einzigen verglichen zu werden verdiente! — Zu Friedrichs Freundschaft mußte man prädestinirt seyn. Wen die Natur nicht zum Windspiel gebildet hatte — konnte auch Friedrichs Freund nie werden.

Friedensgedanken.

Friedrich war der Menschenfeind gar nicht, wofür ihn seine Feinde ausgeben wollten. Es ist wahr, er fieng blutige Kriege an — endigte er sie aber nicht? Der weise Friedrich hatte mit Kaiser Karl dem VII. zu Frankfurt ein Bündniß geschlossen, nach welchem er sich anheischig machte, dem Kaiser Böhmen zu erobern; dafür

sollte

sollte ihm dieser drey Kreise davon abtreten. Dieß verrieth allerdings wenig friedliche Gesinnungen; allein Friedrich änderte seinen Entschluß. Kaum war er ein paarmal unglücklich, gleich bot er die Hände zum Frieden, und das um so williger, da er nach Karls VII. Tod keinen scheinbaren Vorwand zur Fortsetzung des Krieges hatte, und überdieß bey fortdauernden Unruhen wenig Gewinn sah. Friedrich war der friedlichste Fürst, wenn er nichts zu erobern wußte, oder unglückliche Ereignisse fürchtete. Er hatte in seinem zweyten Kriege in keiner andern Absicht die Waffen ergriffen, als um Deutschland den Frieden zu schenken. War es Friedrichs Schuld, wenn er den Frieden nur durch Krieg herstellen konnte? War es Friedrichs Schuld, wenn man ihm seine Eroberungen nicht anders, als mit Blutvergiessen abtreten wollte?

Geiz.

Ein paar Beyspiele werden Friedrichs Geiz besser schildern, als alles, was wir darüber sagen könnten. — Die preußischen Landschulen waren äußerst im Verfall. Friedrich sah es ein, wie nöthig eine Verbesserung in diesem Fache sey, was für Nutzen sie haben müssen — allein er scheute die Kosten, die er erst darauf verwenden sollte. Doch forderte er von seinem Konsistorium einen Ueberschlag dieser Kosten ab. Der Herr Konsistorialrath Büsching berechnete sie, und nach seiner Berechnung hätten auf die Kurmark allein jährlich 100000 Thaler verwendet werden müssen. Die Minister, die Frie-

Friedrichs Oekonomiegeist kannten, wagten es nicht, ihm eine so große Forderung vorzulegen, und beschloßen, den Beytrag zur Verbesserung des Schulwesens der Gnade des Königs zu überlassen; und Friedrich, dem es auf diese Weise frey stund, ob er zur Bildung künftiger Staatsbürger etwas, oder nichts geben wollte, gab — nichts! Friedrich gab nichts, und ließ über dieß noch eine Verordnung ergehen, nach welcher alle erledigte Schulmeisterstellen mit Invaliden besetzt werden mußten. Auch diese Verordnung hatte ihm der Geiz eingegeben; denn durch die Versorgung der Invaliden, ersparte er sich die Summen, die er jährlich auf sie hätte verwenden müssen, wenn sie unangestellt gewesen wären. Aber dieser letztere Beweis seines Geizes brachte die Landschulen in eine Verfassung, die beynahe jede Verbesserung unmöglich machte. Man suchte zwar dadurch, daß man die anzustellenden Invaliden einer Prüfung unterwarf, dem einbrechenden Uebel vorzubeugen; allein der König setzte auch dieses Mittel durch seine Kabinetsbefehle gar oft außer Wirkung. Hatte er einen Invaliden, dem er ohne äußerst undankbar zu handeln, einen jährlichen Gehalt nicht versagen konnte, zu einer Schulmeisterstelle berufen, so durfte ihn das Konsistorium auch bey der größten Untauglichkeit nicht abweisen. Dadurch geschah es denn, daß die Schulmeisterstellen oft mit Leuten besetzt wurden, die nach ihrem eigenen Geständnisse unwissender waren, als die Jugend, die sie unterweisen sollten. — Und so vernachlässigte Friedrich der Geizige ein Fach, dem eine weise Regierung sonst ihre ganze Aufmerksamkeit schenket. Er vernachlässigte es blos darum, weil zu seiner

Verbesserung Geld erfordert wurde, das Friedrich nur dann hergab, wenn er es mit jüdischen Interessen zurück zu erhalten hoffen konnte. — —

Mit den Wegverbesserungen gieng es nicht besser. Friedrich gab viele Verordnungen und wenig Geld — das kaum zur Besoldung der Aufseher über den Strassenbau hinlänglich war — und so blieben die schlechten Strassen ein ewiges Hinderniß für den Handel. Ja durch Friedrichs Geiz geriethen die Wege, Dämme und Landstrassen in so einen Verfall, daß sie — wie Herr Fischer sagt — am Ende gar nicht mehr zu gebrauchen waren. —

D' Alembert wollte Voltairen ein Denkmal errichten, und bat den König um einen Beytrag. Friedrich antwortete ihm: Er wolle zwar zu den Kosten sehr willig das Seinige beytragen; allein er glaube, das schönste Denkmal habe sich Voltaire in seinen Werken errichtet. — Friedrich hatte Recht, nur hätte er dieses nicht gerade zu der Zeit sagen sollen, da die Rede von Errichtung eines Denkmals war, das von seiner Achtung gegen die Gelehrsamkeit zeugen sollte. — Friedrich sucht einen Beytrag zu einem Denkmal abzulehnen, das einem Gelehrten gesetzt werden sollte, dem er alles — seinen ganzen Ruhm in der gelehrten Welt zu verdanken hatte! Abscheulich! — So wußte Friedrich der Weise Gelehrsamkeit und Verdienste zu schäzen! — Diese Beyspiele sind hinreichend, unsern Lesern zu zeigen, daß Geiz eine seiner herrschendsten Leidenschaften war. s. Großmuth.

Ge-

Geschichte.

Friedrichs Geschichte ist ein Gewebe von Unsinn und Unwahrheiten. Der Geschichtschreiber führt seine Leser in ein Labyrinth, läuft davon, und läßt sie stehen, ohne ihnen einen Leitfaden in die Hand zu geben, der sie herausführen könnte. Bey seinen Erklärungen verfällt er öfters auf Nebendinge, die ihn von seinem Gegenstande abbringen, und in einen Wirrwar verwickeln, daraus er sich am Ende selbst nicht zu finden weis. — Wer dem, was wir eben gesagt haben, etwan keinen Glauben beymessen will, lese, was Friedrich im 1ten Bande, S. 67, und s. f. schreibt. „Viele Politiker — heißt es — erstaunen, daß eine so sonderbare Staatsverfassung, wie „Deutschland hat, so lange habe bestehen können; und „entscheiden, durch ein nicht sehr einsichtsvolles Urtheil, „daß ihre Dauer nur vom Nazionalphlegma herrühre. „Allein das ist nicht der Fall.„ — Nun sollte man meinen, Friedrich würde den wahren Grund angeben, woher es komme, daß der deutsche Staatskörper, bey seiner sonderbaren Verfassung, so lange habe bestehen können. Allein man irret. Friedrich, der vielleicht selbst den wahren Grund nicht anzugeben wußte, eilt über diesen Gegenstand weg; fällt auf die Kaiserwahlen — macht eine Reise in die Schweitz — geht von da nach Italien — küßt dem heiligen Vater, seinem Herrn Kollegen *), den Pantoffel — befindet sich auf einmal in

Kon-

*) Friedrich wollte in seinen Staaten Regent und Pabst zugleich seyn, und nannte den Bischof von Breslau seinen Generalvikarius.

Konstantinopel, ohne daß man weis, wie er dahin kömmt — mustert die türkischen Truppen — die ihn auf die Philosophie, auf die Künste und Wissenschaften bringen — und tritt endlich seine Reise in die andere Welt an, ohne seinen Lesern die schuldiggebliebene Auskunft mitzutheilen. Da er von dieser Reise schwerlich zurückkommen dürfte, so ersuchen wir alle diejenigen, die ihn zuerst antreffen sollten, sich den Grund sagen zu lassen, warum das deutsche Reich bey seiner sonderbaren Verfassung sich dennoch so lange Zeit erhalten habe. —

Gehen wir in ein Tollhaus — und schreiben uns die Reden, die wir daselbst hören, auf, so haben wir ein treues Gemälde von Friedrichs Geschichte.

Unser Geschichtschreiber unterhält uns nicht allein mit Ungereimtheit, sondern auch mit Widersprüchen. Der angeführte Band ist von S. 108. bis 127. ganz damit angefüllt. Anfänglich sagt er, er hätte nur unerfahrne Truppen den alten österreichischen Soldaten entgegenstellen können, die unter den Waffen grau geworden, und in so vielen Feldzügen zum Kriege abgehärtet gewesen wären. S. 116. widerlegt er sich, und sagt: Schlesien wäre bey seinem Einfall von Truppen ganz entblößt gewesen. Nach seiner eigenen Erzählung war es höchst unwahrscheinlich, daß man ihm so bald eine Armee würde entgegenstellen können, weil die kaiserlichen Völker seit dem Belgrader Frieden meistens in Ungarn geblieben, und die Truppen der übrigen Mächte, bey denen Maria Theresia Hilfe suchen konnte, nicht in bewegbarem Zustande waren. —

Was

Was man sich von Friedrichs Geschichte zu versprechen habe, erhellet aus dem Geständnisse, das er in der Vorrede zum dritten Bande macht. Hier sagt Friedrich mit klaren Worten, daß es ihm bey Verfassung seiner Geschichte nicht sowohl um Wahrheiten, als um den Ruhm eines Geschichtschreibers zu thun war. Die Worte selbst heißen so: Ich hatte das Gemälde der zwey Kriege entworfen, "welche wir in Schlesien und in Böh„men geführt haben; es war das Werk eines Jüng„lings, und eine Folge jener Schreibsucht, welche in „Europa eine Art von ansteckender Krankheit geworden „ist.„ — O! über die Berliner Buchhändler! daß sie der Welt den Eiter dieser Pest mittheilen mußten!

Friedrich kannte seine Schriften besser, als der Schwarm von Enthusiasten, die sich mit vollmäuliger Markschreyerey als Meisterstücke der Welt anpreisen. Er muß, als er diese Vorrede schrieb, bey außerordentlich guter Laune gewesen seyn, denn er zeigt darinn eine Offenherzigkeit, die man sonst durchgängig bey ihm vermißte. Dieser Offenherzigkeit haben wir es zum Theil zu verdanken, daß wir den Entzweck wissen, den er sich bey Verfassung seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges vorgesetzt hatte, nämlich: der Nachwelt zu beweisen, und deutlich vor Augen zu legen, daß es nicht von ihm abgehangen habe, diesen blutigen Krieg zu vermeiden. Wie viel ihm daran gelegen seyn mußte, die Welt über diesen Punkt irre zu führen, kann man unter dem Worte Krieg nachsehen.

Gesellschaft.

Die Begierde, in der Welt für einen Gelehrten zu passiren, machte, daß Friedrich noch als Kronprinz mit den berühmtesten Gelehrten sich in einen Briefwechsel einließ, und eine Menge schöner Geister um sich versammelte. Diese schönen Geister mögen sich aber auch nicht immer mit Friedrich aus dem litterärischen Fache unterhalten haben, weil sie sein Vater nur die Verführer des Prinzen nannte, und einigemal nach Spandau schicken wollte. — Wenn es wahr ist, was man allgemein annimmt, daß nämlich von der Erziehung eines Prinzen das künftige Wohl der Völker abhängt, die er einst beherrschen soll, so fehlte Friedrich Wilhelm sehr, daß er seine Drohung nicht in Erfüllung brachte — seinen Thronfolger so sorglos einer Schaar junger Witzlinge überließ, die seinen Kopf mit abgeschmackten ausländischen Possen anfüllten, sein Herz verdarben, und ihm die kostbaren Augenblicke raubten, die er auf Erlernung derjenigen Wissenschaften hätte verwenden sollen, die einen guten Regenten bilden. — Was kann man sich von einem Prinzen versprechen, der, statt nach Kenntnissen zu streben, die ihm einst als Regenten nothwendig sind, seine Zeit in der Gesellschaft witzelnder Köpfe verträumt, die ihm höchstens die Kunst, einen elenden französischen Vers zu machen, beybringen? Ein Prinz, der sich die zur Regierung eines Landes erforderlichen Wissenschaften erworben hat, wird ein guter Regent, auch wenn er keine französische Verse macht — und ein Prinz, der diese Wissenschaften vernachlässiget, wird seine Untertha-

nen unglücklich machen, und wenn er der beste französische Dichter wäre. — Die ganze Gesellschaft, mit der Friedrich vor dem Antritt seiner Regierung seine Zeit in Rheinsberg vertändelte, verscherzte, verliebelte, und versang — waren Ausländer, die ihm nicht die geringste Kenntniß von all den Wissenschaften beybringen konnten, die ihm einst als Herrscher nothwendig waren. s. Rheinsberg.

Gewaltthätigkeit.

Friedrich, dem es an Stoff zu einem Manifeste fehlte, um seinem im Jahre 1756. in Sachsen gemachten Einfall den Schein von Recht und Billigkeit zu geben, forderte, als Dresden ihm seine Thore geöffnet hatte, die Schlüssel zum Kabinet und Archiv. Da man ihm sie verweigerte, ließ er die Königinn von Pohlen — die sich vor die Thüre des Archivs hingestellt hatte, um sich Gewaltthätigkeiten zu widersetzen — durch seine Leute zurückstossen, und die Thüren einsprengen. — Hat man noch in der neuern Geschichte ein Beyspiel einer solchen Gewaltthätigkeit gefunden? — Die österreichischen Truppen haben Berlin und Potsdam zweymal erobert, ohne sich an den königlichen Gebäuden zu vergreifen, und Friedrich ließ sogar eine Königinn mishandeln! — Doch Friedrichs Gewissenlosigkeit verletzte die heiligsten Rechte, sobald sie sich seinem Verlangen widersetzten. Wo der Stärkere Recht hat, da hört die Gewalt der Gesetze auf — da gilt auch kein Völkerrecht.

Glaubensbekenntniß
Friedrich des Großen, Königs von Preußen.

Ich glaube an Gott Mars, den allmächtigen Schöpfer meines Schlesiens.

Und an seine vielgeliebte Söhne, meine Preußen; die empfangen sind von nervigten Männern, und gebohren von Jungfrauen *); gelitten unter mir und meinen Generalen bey Kollin, bey Jägersdorf, bey Breslau, bey Kay, bey Kunersdorf **), gehenkt (weil die Racker davonlaufen wollten) zerschossen, zerhauen, zerfetzt, gestorben, begraben, zum Teufel gefahren, wieder auferstanden von den Todten ***), mir aufs neue statt der

---

*) Friedrich nahm die unehelichen Söhne seiner Soldaten unter das Militär, und leistete ihnen zu ihrer Beförderung besondern Vorschub. s. Tabagie.

**) Lauter Oerter, die Friedrich durch seine verlohrne Schlachten in der Geschichte merkwürdig machte.

***) Friedrich setzt in seinen hinterlassenen Schriften die Zahl der Todten immer um einige Tausende geringer an, als sie wirklich ist. Wie könnte er diese Tausende aus der Todtenliste wegstreichen, wenn sie nicht wieder auferstanden wären?

der Spielmarken gedient *), und endlich in ihre Heimath gezogen sind, von dannen sie kommen werden, zu plündern die Lebendigen und die Todten.

Ich glaube an die heilige Politik, an die Geschicklichkeit meiner Spione, und an meine eigene Betrügereyen, eine Gemeinschaft der Länder (meine gegenwärtigen Besitzungen ausgenommen, die ich mir allein vorbehalte) Vergebung der Schnitzer und Sottisen, keine Auferstehung des Fleisches, und kein ewiges Leben. Amen!

Gleichniß.

Friedrichs Geschichte ist mit Bildern und Gleichnissen durchwebt, die ihre Lektüre wo nicht angenehm, doch wenigstens überraschend und auffallend machen. Wir wollen nur ein einziges Beyspiel anführen. Friedrich nennt im 1sten Bande, S. 66 den Reichstag zu Regensburg ein Schattenbild, und setzt hinzu: Der Minister, den ein Reichsfürst zu dieser Versammlung abschickt, gleicht einem Hofhunde, der den Mond anbellt. — Ist dieß die Hofsprache? Von einem königlichen Schriftsteller hätte man ein anderes Gleichniß erwartet! Wer Friedrichs großen Namen auf dem Ti-

*) Friedrich der Menschenfreund sagt in seinen hinterlassenen Schriften: Wenn die Könige um Provinzen spielten, wären die Unterthanen die Spielmarken.

Titelblatte nicht gelesen hätte, sollte diese Stelle eher dem Großknecht irgend eines Bauernguts, als einem Friedrich zuschreiben. Ueberhaupt scheint es uns, als wenn diese Schriften den Beyfall nicht erhalten haben würden, den sie bey ihrer Erscheinung erhalten haben, wenn nicht Friedrich II. auf ihren Titeln glänzte, und mit den Berliner Buchhändlern die Welt nach seinem Tode noch einmal hintergehen hälfe — die er bey seinem Leben so oft betrogen hat.

Glück.

Wer mit Friedrichs Geschichte nicht ganz unbekannt ist, erstaunt über das außerordentliche Glück, das ihn bey seinen Unternehmungen — so ungerecht sie auch waren — begleitete. Friedrich wunderte sich selbst darüber, und gesteht im 1sten Bande, S. 223 und 224. daß die Tapferkeit seiner Truppen seine Schnitzer mehr als einmal verbessern müssen, und daß er das Glück seiner Waffen nicht seinen Einsichten, sondern seinem Kriegsheere zu verdanken hatte. Oft stand er am Rande des Abgrunds und des Verderbens; allein, die wenige Uebereinstimmung, die in den Armeen der verbundenen Mächte herrschte — die langsame Ausführung ihrer Entwürfe — die ungeheuern Fehler, die sie immer begiengen — die Klugheit der preußischen Generals, besonders des Prinz Heinrichs — und einige unerwartete Revoluzionen am rußischen Hofe, retteten ihn, und machten, daß er nicht hineinstürzte. Nach der Kunersdorfer Schlacht hätte man ihn ganz unterdrücken kön-

können, wenn man den Sieg verfolgt hätte. „Sie „durften nur noch den letzten Gnadenstoß geben — „sagt er im 4ten Bande, S. 33. — Allein sie mach„ten hier Stillestand: statt mit Lebhaftigkeit vorwärts „zu dringen, wie es die Umstände erforderten, frohlock„ten sie über ihren Sieg, und priesen ihr Glück.„ —

Verdient der, der seine Größe nicht sich, nicht seinen Talenten, nicht seiner Tapferkeit, sondern dem Zufall und fremder Geschicklichkeit zu verdanken hat, den Namen des Großen?

Grausamkeit.

Friedrichs Grausamkeit ist ohne Beyspiel. — Im ersten schlesischen Kriege erblickte Friedrich in einer Nacht, wo es bey Lebensstrafe verboten war, im Lager Licht zu haben, im Zelte eines Hauptmanns Licht. Dieser hatte eben einen Brief an seine Gemahlinn geendet, und wollte ihn zusiegeln, als der König ins Zelt trat. Wißt ihr den Befehl nicht? fragte der König. Der Hauptmann warf sich zu seinen Füssen und bat um Gnade. Unterdessen las Friedrich den Brief. Als er ihn gelesen hatte, sagte er: Ihr habt noch was vergessen, setzt euch und schreibt! Der Hauptmann setzt sich hin und der König diktirt ihm die Worte: Morgen muß ich auf dem Schaffot sterben. Der unglückliche Hauptmann wurde den folgenden Tag hingerichtet. — Was hatte die arme Gattinn verbrochen, daß ihr Friedrich zugleich den Todesstreich versetzte? Wir ziehen den

Vor-

Vorhang über diese grauenvolle Szene, damit sie der Menschenfreund nicht sehe und weine — die Rechte der Menschheit beweine, die Friedrich so ganz verletzte!

Großmuth.

Da Geiz ein Hauptzug in Friedrichs Karakter war, und er als König doch oft in Umstände kam, wo er Dienste belohnen mußte, wenn er nicht äußerst undankbar scheinen und den Eifer in seinen Dienern erkalten lassen wollte, so dachte er auf Mittel, wie er großmüthig scheinen konnte, ohne seiner Lieblingsneigung, dem Geize, entsagen zu dürfen. Sein glückliches Genie ließ ihn nicht lange suchen. Einigen von den Männern, die ihm treue und wesentliche Dienste geleistet hatten, gab er leere Titel — andern unnütze Spielwerke — Orden, die keine Revenüen hatten — und andere dergleichen Kindereyen, die der Geiz erfunden hat, und denen die Eitelkeit der Menschen allein noch einigen Werth giebt. Der Kammerpräsident von Münchow, der ihm in seinem Gefängnisse mit Gefahr seines Lebens große und wichtige Dienste geleistet hatte, und einige Generals wurden in den Grafenstand erhoben — andere Offiziers bekamen Bänder, die sie in die Knopflöcher binden durften — und die Arme, die sich seiner Liebe wegen vom Henker hatte müssen stäupen lassen, erhielt eine jährliche Pension von — hundert Thalern. Welche Großmuth.

Hand-

Handlungsgeschäfte.

Friedrich sagt im 3ten Bande, S. 26. der Kaiser Franz, Marien Theresiens Gemahl, hätte sich auf Handlungsgeschäfte verlegt, und mit den Summen, die er jährlich von seinen toskanischen Einkünften erspart hätte, gewuchert. — —

O Schwachheit! Friedrich tadelt an Kaiser Franz den Oekonomiegeist, und handelte selbst mit Kaffee! — Jedes Häringsweib, das Kaffee trinken wollte, mußte zu Friedrich, dem Weisen, dem Großen, dem Einzigen gehen, und Friedrich — dessen Gewinn es war — mußte das Häringsweib bedienen! Der Monarch, der — wie Trenk in seiner Trauerrede sagt — zur möglichsten Größe irdischer Würde heranwuchs, vergaß seine Hoheit und Größe, und sank zum gemeinen Krämer herab! —

Verdient Friedrich nicht der Einzige genennt zu werden? Ich wenigstens kenne außer ihm keinen Monarchen, der Friedrich geheißen und mit Kaffee gehandelt hätte. — Friedrich nennt in der angeführten Stelle den Kaiser Franz den Wiener Hofbankier. Dürfte man eben so impertinent gegen ihn seyn, als Er gegen andere gekrönte Häupter war, so könnte man ihn mit weit größerem Rechte den Hofkaffeelieferanten aller Invaliden und Spitalweiber nennen.

Heldenmuth.

Friedrich war ein gebohrner Held. Er legte in der Schlacht bey Mollwitz Proben seiner Tapferkeit ab, die man nicht vergessen wird, so lang es noch Geschichtsbücher in der Welt giebt. Gleich zu Anfang dieser Schlacht jagte ihm das Kanonenfeuer der Oesterreicher eine solche Furcht ein, daß er sich sechs Meilen weit vom Schlachtfelde entfernte und in einer Mühle versteckte. Auf dieser Flucht verfolgte ihn ein österreichischer Husar, Werner mit Namen. Als dieser ihn eingeholt und schon den Säbelt aufgehoben hatte, um ihn niederzuhauen, sagte der Held des achtzehnten Jahrhunderts: Laß mich, Husar! es soll dich nicht reuen. Der Husar, der itzt in dem Flüchtlinge den König erkannte, antwortete: Topp! nach dem Kriege. Der König sagte: Auf Wiedersehen! und jagte davon. Diesen Husaren machte Friedrich in der Folge zum General, zum Ritter des großen Ordens, und zum Befehlshaber über ein Husarenregiment, das seinen Namen führte. —.

Friedrich, der sich über Lob und Tadel seiner Zeitgenossen hinwegsetzte, und die Nachwelt durch eine partheyische Geschichte zu hintergehen hoffte, freute sich in diesem Augenblick, dem Tod, der ihm schon zum zweytenmal gedroht hatte, entgangen zu seyn, setzte seinen Weg ungehindert, jedoch mit größter Behändigkeit fort,

und verbarg endlich sich und seine Schande in einer Mühle. So weit er auch vom Schlachtfelde entfernt war, so glaubte er doch noch die abscheulichen Kanonen der Oesterreicher zu hören. Er war in einer schrecklichen Lage. Furcht und Angst hatten den höchsten Grad erreicht, als ein Jäger ankam, und ihm die tröstliche Nachricht brachte, daß die Schlacht gewonnen sey — eine Nachricht, die über alle seine Erwartung stieg. Hätte wohl Friedrich glauben sollen, daß seine Preußen den Kanonen widerstehen würden, die ihm eine so große Furcht eingejagt hatten? Diese Bothschaft war zu glücklich, stimmte mit Friedrichs Vermuthungen zu wenig überein, als daß er ihr hätte glauben sollen. Er blieb an seinem Zufluchtsorte, und verließ ihn nicht eher, als bis ein zweyter Bothe die Aussage des erstern bestättigt hatte. Nun kehrte der Sieger Friedrich, mit Ruhm und Mehl bedeckt, zu seiner Armee zurück. — Die schlechte Probe, die Friedrich von seiner Tapferkeit hier ablegte, hindert seine Lobredner nicht, ihn mit den größten Helden des Alterthums zu vergleichen. Friedrich fand nicht für gut, uns diese Anekdote in seinen Geschichtsbüchern mitzutheilen — die Ursache läßt sich leicht errathen.

Höfe (deutsche).

„In vorigen Zeiten — sagt Friedrich im 1sten Bande, „S. 85. — schienen die deutschen Höfe Tempel zu seyn, „worinn Bacchanalien gefeyert wurden; itzt ist diese

„Schwel-

„Schwelgerey, die sich für die gute Gesellschaft nicht „ziemt, nach Pohlen verbannt, oder der Zeitvertreib des „Pöbels geworden.„ — Hier müssen wir dem Verfasser, was den ersten Punkt anlanget, Recht geben. Selbst sein Vater, Friedrich Wilhelm, hatte die Gewohnheit, sich alle Abende mit seinen Ministern und Generalen in einem Saale zu versammeln, um daselbst Tabak zu rauchen und Bier zu trinken. Bey dieser Schwelgerey unterhielt er sich mit ihnen bald von Staatsangelegenheiten, bald aus dem militärischen Fache. — Friedrich der Weise lebte ganz anders. s. Tafel. Zotten. — Die letztern Worte aber müssen wir, um sie der Wahrheit näher zu bringen, so auslegen: Jetzt hat die Schwelgerey, die von den übrigen Höfen Deutschlands verbannt ist, an Friedrichs Hof sich gewendet, und da Schutz und Sicherheit gefunden. Denn daß die Schwelgerey nun blos zum Pöbel verwiesen, und Friedrich der Große auf diese Weise auch zum Pöbel gezählt werden sollte — können wir unmöglich zugeben, da wir einmal durch Voltairs geheime Nachrichten von seinen Liebesmahlen und Bacchusfesten, die er in dem kleinen Saale zu feyern pflegte, so gut unterrichtet sind. —

Wie gefällt unsern Lesern der kleine Betrug, den Friedrich hier der Wahrheit spielt? Friedrich, der unmäßige Friedrich — will hier die Maske der Wohlanständigkeit und Mäßigkeit vor das Gesicht nehmen! Doch hat er sich wohl jemals demaskirt? — Wer wissen will, warum Friedrich, der sich so wenig um die Tugend bekümmerte, doch so gerne vor der Welt

den

den Schein der Tugend annahm, lese, was wir unter dem Worte Tugend gesagt haben.

Homer.

Friedrich, der in seinem Leben keinen griechischen oder lateinischen Schriftsteller gelesen hatte — seine eigene Muttersprache nicht verstand — und weder deutsch noch französisch, ohne wider die Orthographie zu verstossen, schreiben konnte — ist verwegen genug, über Werke der Kunst und des Geschmacks aus den ältern und neuern Zeiten sein Urtheil zu fällen. Im 1sten Bande, S. 80, sagt er: „Wer unpartheyisch ist, wird „die Henriade dem Gedichte Homers vorziehen.„ — Um über die Iliade und die Henriade ein richtiges Urtheil fällen zu können, muß man beyde lesen — im Original lesen; von beyden Sprachen eine gründliche Kenntniß besitzen, um die Schönheiten, die in diesen beyden Gedichten vorkommen, wahrzunehmen, gegen einander zu vergleichen, und abzuwägen. Konnte Friedrich den Homer im Original gelesen haben — er, der nicht einmal das griechische Alphabet kannte? Wie will er aber entscheiden, wenn er ihn nur aus schlechten französischen Uebersetzungen kennt? Glaubt er etwan, man werde seine Machtsprüche in der Litteratur eben so leicht gelten lassen, als sie seine Unterthanen in ihren Angelegenheiten gelten lassen mußten? — Homer, großer Friedrich! bittet um ein günstiges Urtheil! Daß du aber ja nicht deinem geheimen Kabinetssekretäre den

Auf-

Auftrag giebst, es höflich abzuschlagen *)! Gesetzt auch, der Sekretär fertigte diesen Kabinetsbefehl aus, und die Berliner Buchhändler druckten ihn nach deinem Tode, um das lesende Publikum damit in Kontribuzion zu setzen — glaubst du denn, daß die Gelehrten diesen Befehl annehmen würden?

Die Stelle, wo Friedrich über ältere und neuere Litteratur seine Machtsprüche ergehen läßt, ist zu sonderbar, als daß wir sie unsern Lesern vorenthalten sollten. „Boileau — fährt Friedrich fort — kann sich „mit Juvenal und Horaz messen. Racine übertrift al„le seine Nebenbuhler im Alterthum. Chaulieu, bey „allen Nachlässigkeiten, überwiegt sicherlich, in einigen „seiner Stücke den Anakreon. Rousseau war in eini„gen Oden vortrefflich. Und wenn wir billig seyn wol„len, müssen wir gestehen: Daß in Absicht der Metho„de die Franzosen über die Griechen und Römer den „Vorzug haben. Bossuets Beredsamkeit gleicht dem De„mosthenes; Flechier kann für Frankreichs Cicero gel„ten.„ — — — Nein! in meinem Leben habe ich keinen

*) Friedrich ließ sich von allen Hofgesuchen einen kurzen Auszug machen. Diesen Auszug las er, und gab ihn dem Sekretär mit den Worten: höflich abgeschlagen, oder: zugestanden, je nachdem die Laune war, und Friedrich die Sache, um die er gebeten wurde, entweder verwilligen oder nicht verwilligen wollte. Diese Worte waren blos eine Weisung für den Sekretär, nach welcher er das Hofreskript ausfertigen mußte.

nen Mann über Werke, die er nicht gelesen hatte, mit einer solchen Dreustigkeit urtheilen hören! Jeder vernünftige Mann, wenn er von Sachen redet, die er nicht versteht, wenigstens nicht gründlich genug versteht, und seine wenigen Kenntnisse dem Urtheile anderer zu verdanken hat, setzt, wenn er sich ja in ein Urtheil darüber einläßt, wenigstens die Worte dazu: so sagt man, oder: so sagen die Gelehrten. Aber Friedrich braucht diese Vorsicht nicht. Er mustert die griechischen und lateinischen Schriftsteller, die er kaum dem Namen nach kennen kann, wie ein preußisches Regiment. — Was sollen wir aus seiner Vielwisserey schliessen? Nichts anders, als: daß er sich das Ansehen eines Gelehrten geben will — die Urtheile, die er andern gestohlen hat, wie die Hubertsburg verschachern zu können, glaubt — seine Politik (ich nehme dieses Wort in der Bedeutung, die ihm Friedrich giebt) aufs höchste treibt, und die Menschen, die er in seinem Leben so oft betrogen hat, auch noch nach seinem Tode betrügen will. s. Litteratur.

Hunde.

Je weniger Friedrich die Menschen liebte, destomehr liebte er die Hunde, worunter er den Windspielen den Vorzug gab. Von dieser Hundsart hielt er sich gewöhnlich funfzig Stücke, die er bisweilen auch bis auf achtzig vermehrte. Der Liebling unter ihnen schlief mit Friedrich in einem Bette, und ward von der königlichen Tafel gespeist. Er liebte die Hunde so sehr, daß er ihnen auf seinen Zimmern alle Unarten gestattete, die der-

gleichen Thieren eigen sind. Und wehe dem, der sie, auch wider Willen, beleidigte! Die gelindeste Strafe für einen solchen Verbrecher war Spandau.

Seine Lieblingshunde hatten in Sanssouci einen eigenen Begräbnißort, wo sie nach ihrem Ableben in ausgemauerten Grüften mit allem Pomp, den sonst Menschen bey den Beerdigungen ihrer verstorbenen Freunden anzuwenden pflegen, in prächtigen Särgen beygesetzt wurden. Friedrich gieng in seiner Liebe gegen die Hunde noch weiter. Er ließ ihre Namen in Steine hauen, diese Steine auf die Gräber setzen, und so das Andenken seiner Lieblinge in königlichen Denkmälern verewigen — eine Ehre, die nur wenig Generalen wiederfahren ist!

Seine Zärtlichkeit gegen die Hündinn Akkmene kann mit nichts, als mit Friedrichs Untröstlichkeit und Schmerz über ihren Verlust verglichen werden. Als man ihm ihren Tod nach Schlesien berichtet hatte, befahl er, man solle sie in einem Sarge in seine Bibliothek stellen und bis zu seiner Zurückkunft aufbewahren. Kaum war er zurückgekommen, als er in die Bibliothek lief, den Sarg aufriß, die geliebte Hündinn in seine Arme faßte, und, Troz des unausstehlichen Gestanks, den die Fäulniß verursachte, mit Küssen überhäufte. Die Zärtlichkeit, die er ihr in diesem Augenblicke bewies, war gränzenlos, wie sein Schmerz. Er ließ seinen Thränen freyen Lauf. Als er lange über dem todten Körper geweint hatte, und sich endlich von ihm trennen mußte, ließ er ihn zu Sanssouci in der nämlichen

Gruft

Gruft beysetzen, die er zu seinem eigenen Begräbnisse bestimmt hatte — um mit dem geliebten Gegenstande, der seinem empfindsamen Herzen hier so früh entrissen ward, wenigstens im Tode wieder vereint zu werden.

Friedrichs Lieblingshunde liegen in ausgemauerten Begräbnissen unter Grabsteinen, die ihre Namen tragen — und die Gebeine seiner Freunde und Tischgesellschafter, eines Jordans und Kaiserlings, ehrt kein Zeichen von Friedrichs Achtung. Sein Schmerz über ihren Verlust war gemäßigt. Friedrich sparte die Thränen für seine Hunde. Alles, was er für seine zween Freunde that, schränkte sich auf eine hölzerne Lobrede, und ein kaltes empfindelndes Gedicht ein.

Jerusalem (himmlisches).

„Ist eines Fürsten Einbildungskraft vom himmlischen „Jerusalem entzückt — schreibt Friedrich im 1sten Bande, S. 48. — so verachtet er den Koth dieser Erde; „die Besorgung der Regierungsgeschäfte hält er für verlorne Augenblicke; Grundsätze der Staatskunst behandelt er wie Gewissensfälle; die Vorschriften des Evangeliums werde sein Kriegsreglement; und die Kabalen „der Geistlichen haben Einfluß auf die Berathschlagungen des Staats.„

Weit entfernt, daß wir der Andächteley, dem übertriebenen Eifer der Orthodoxie und dem Fanatismus — die immer schädliche Folgen nach sich ziehen —

das Wort reden sollten; können wir doch nicht umhin, bey dieser Stelle eine kleine Anmerkung zu machen. Friedrich glaubt, man könne nur durch die Betrachtung des himmlischen Jerusalems von der Erfüllung seiner Pflichten als Erdbürger, und als Mitglieder einer Gesellschaft, die noch unsrer Hilfe bedarf, abgezogen werden — allein sein eigenes Beyspiel zeigt uns, daß ein Fürst seine Regierungsgeschäfte vernachlässigen kann, ohne sich bey frommen Betrachtungen zu verweilen. Derjenige würde ihm sehr Unrecht thun, welcher behaupten wollte, Friedrich hätte seine Einbildungskraft zu sehr mit überirdischen Gegenständen erfüllt; und nichts destoweniger ist es wahr, daß der weise Friedrich den Angelegenheiten seines Reichs täglich nicht mehr, als eine Stunde widmete. Nach den fruchtbaren Provinzen seiner Nachbarn warf er von Zeit zu Zeit kleine Seitenblicke, aber das himmlische Jerusalem hatte keinen Reiz für ihn — und dennoch hielt er die Besorgung der Regierungsgeschäfte für verlorne Augenblicke.

Was wäre aus Friedrich geworden, wenn alle europäische Mächte die Grundsätze seiner Staatskunst angenommen hätten? Beruhte seine Sicherheit nicht einzig und allein auf der Redlichkeit seiner Nachbarn? — Muß ein Fürst von einem Extrem auf das andere — aus der Andächteley in Irreligion und Unglauben verfallen? Muß er, wenn er an keine geoffenbarte Religion glaubt, und alles, was darauf Bezug hat, für Pfaffenbetrug ansieht, die Naturgesetze — die bürgerlichen Verträge, und das auf sie gegründete Völkerrecht verwerfen? Ein Fürst, der alle seine Entwürfe, noch

vor

vor ihrer Ausführung, einer gewissenhaften Prüfung unterwirft, kann der menschlichen Gesellschaft nie gefährlich werden. Kann man dieses auch von einem Friedrich sagen?

Jesuiten.

Als die Jesuiten aufgehoben wurden, warf sich der einzige Friedrich zu ihrem Beschützer auf. Er hatte gute politische Absichten. Bekanntlich war die Gesellschaft Jesu, die er in Schutz nehmen wollte, unter allen Klostergesellschaften die reichste. Friedrich glaubte diese Reichthümer in sein Land zu ziehen, wenn er diesen verbannten Ordensbrüdern eine Freystatt anböte. Sie besser an sich zu locken, schenkte er denen, die sich bereits in Schlesien befanden, vierzig tausend Thaler zur Erweiterung ihres Kollegiums in Breslau. Doch Verheissungen und Geschenke waren umsonst. Die schlauen Väter der reichen Gesellschaft Jesu — die so manchen Streich schon selbst ausgeführt hatten — sahen die Ableiter, die Friedrich bey ihren Schätzen anbringen wollte, und blieben — was sie nun waren — Exjesuiten. An dem Hofe eines Königs, der die Geistlichen durch seine Pagen in den Vorzimmern abfertigen ließ, war für Männer, die Monarchien zu beherrschen gewohnt waren, nichts zu thun. Sie blieben, wo sie waren — und Friedrich hatte den Verdruß, vierzig tausend Thaler umsonst verwendet zu haben. — Um die arme Gesellschaft Jesu, die in Friedrichs Staaten

sehr zahlreich war, bekümmerte sich der Salomo aus Norden nicht.

Indifferentismus.

Seitdem Friedrich das große Projekt zu einer neuen Religion entworfen hatte, war ihm jede andere Religion gleichgültig. Ob er in einem Judentempel oder in einer Moschee war, das war ihm einerley, er betete in der letztern so andächtig, als in dem erstern — denn er betete nie! In Breslau hörte er an einem Tage eine katholische Messe und eine protestantische Predigt. Den Grund dieser Gleichgültigkeit mag uns Friedrich selbst angeben. „Konnten unsre Voreltern — sagt er „in seinen Morgenstunden — dem Kaiser zu Gefallen „im 9ten Jahrhunderte Christen werden; im 15ten darauf, aus Absicht die Kirchengüter einzuziehen, sich zur „lutherischen Lehre bequemen; und endlich im 16ten, „der clevischen Erbfolge wegen sich bey den Holländern „beliebt zu machen, den reformirten Glauben annehmen, „so können wir uns auch eben so leicht, Ruhe in unsern Staaten zu erhalten, gegen jede dieser Sekten „gleichgültig betragen.„ — Wenn dergleichen Gründe vor den Gerichtshöfen angenommen würden, dürften wenig Verbrecher mehr bestraft werden. Jeder könnte Beyspiele aus der Vorzeit anführen und sich damit entschuldigen. Es ist nicht ein einziges Verbrechen auf der Welt, wozu uns nicht zahlreiche Beyspiele berechtigten, wenn wir Friedrichs Räsonnement folgen wollten; denn schon seit Salomos Zeiten geschieht kein neues

Ver-

Verbrechen mehr unter der Sonne. Heißt dieß nicht offenbar, die Apologie des Cartouche schreiben?

Justizwesen.

Friedrich, dem im Grunde wenig an einer nützlichen Verbesserung in diesem Fache gelegen war, nahm doch die schlechte Verfassung, worinn er beym Antritt seiner Regierung das Justizwesen fand, zum Vorwand, um die Gesetze seinen Absichten näher zu bringen. s. Corpus Juris Fridericianum. — Die schlechte Besoldung der Justizräthe, die sie aus einer Sportelkasse zogen — die niederträchtige Art, mit der sie Friedrich behandelte — seine Machtsprüche, wodurch er mehr als einmal den Lauf der Gerechtigkeit hemmte — die Beförderung unwissender Leute zu Aemtern, die Einsichten in dem juridischen Fache erfoderten — seine Sorglosigkeit, da er die Ausfertigung der Hofbefehle lediglich seinen Schreibern überließ — die wenigen Augenblicke, die er dem Wohl seiner Unterthanen täglich widmete — dieß alles war nicht vermögend, die schmachtende Justiz empor zu bringen. Mit seinen Justizräthen sprach Friedrich nie anders, als im Unteroffizierstone. Bey der unwahrscheinlichsten Anklage eines Nichtswürdigen liefen sie Gefahr, kassirt zu werden. Dieses Schicksal hatten würdige Männer, deren unbescholtenes Verhalten selbst Friedrichs Urtheil nicht antasten konnte. — Nach dieser Strenge zu urtheilen, sollte man Friedrich für den gerechtesten Fürsten seiner Zeit halten; aber er war nichts weniger, als gerecht. Außer dem guten Willen,

fehlte es ihm auch an den erforderlichen Kenntnissen. Kam eine Prozeßsache, die etwas verworren war, so, daß das Recht nicht sogleich in die Augen fiel, so entschied er nach seinen unjuridischen Einsichten. Dadurch kam es denn nicht selten, daß er dem, der offenbar Recht hatte, das Recht ab- und dem Gegentheil zusprach. So gieng es mit der bekannten arnoldischen Rechtssache, wo nicht allein die Parthey, sondern auch die Richter, die in dieser Sache gesprochen hatten, leiden mußten. Begieng hier Friedrich nicht, unter dem Schein der Gerechtigkeit, die offenbarste Ungerechtigkeit? Die besten Prozesse giengen durch Friedrichs Machtsprüche verloren, weil er durch den Vorhang, den die Unterdiener der Gerechtigkeit ihren Schikanen vorzogen, nicht hindurchdringen konnte. Ein listiger Advokat konnte über seinen Gegner alles gewinnen, wenn er es dahin bringen konnte, daß die Sache an den König gieng. — Doch Friedrich würde ungerecht geblieben seyn, wenn er auch der größte Rechtsgelehrte gewesen wäre. Er hatte die Verfügung getroffen, daß seine Staatssekretärs alles, was an den König einlief, dem Premierminister, welcher — im Vorbeygehen gesagt — ein Stück von einem Schreiber war, zuschicken mußten. Dieser machte einen Auszug von jeder Sache, und überreichte ihn in der Stunde, die den Reichsgeschäften täglich gewidmet war, dem Könige. Daß er in diesen Auszug nicht immer die Wahrheit zu setzen brauchte, läßt sich leicht denken, da der König bey den vielen Geschäften, die er in dieser Stunde expedirte, nicht Zeit hatte, die Akten selbst durchzugehen. Friedrich las blos den Auszug, und setzte dann am Rande

der

der Schrift seinen Entschluß hin, oder, wenn der Sachen zu viele da waren, sagten ihn die Kabinetsekretärs, die ihn mit wenigen Worten anmerkten, und die Kabinetsbefehle darnach ausfertigten. Die Kabinetsekretärs waren größtentheils gewesene Schuhputzer, die sich durch Geld und Ränke zu ihren Posten emporgeschwungen hatten. Daß sie unwissende Leute waren, braucht sich nicht erst zu erinnern. Die Anmerkungen, die einstweilen dem Gesuch beygefügt wurden, waren ganz kurz. Wollte der König die angesuchte Bitte gewähren, so sagte er: zugestanden; willigte er in das Gesuch nicht, so hieß es: höflich abgeschlagen. Wollte der Kabinetsekretär dem Manne wohl, der die Bittschrift eingereicht hatte, so blieb es bey des Königs Ausspruch. War er aber sein Feind, so setzte er nach eigenem Gutbefinden noch einige derbe Ausdrücke hinzu. Der König unterschrieb dergleichen Kabinetreskripte, ohne sie erst durchzulesen, und überließ dadurch seine Unterthanen der Bosheit und der Habsucht dieser Leute. So wenig auch auf diese Weise Friedrich die Gerechtigkeit beförderte, so erreichte er doch seinen Entzweck. Ihm war es nicht um das Wesentliche dieser Tugend, sondern nur um den Schein zu thun. Zufrieden, daß man ihn für einen gerechten Fürsten hielt, bekümmerte er sich um die traurigen Folgen, die seine Ungerechtigkeiten nach sich zogen, nicht. — Friedrich der Tyrann — ein gerechter Fürst? Friedrich, der mit seinen ungerechten und verkehrten Urtheilen so viele würdige Familien ins Elend hinabschleuderte — außer seinem Willen kein Gesetz erkannte — öfters nur darum Menschen unglücklich machte, weil er sichs in den Kopf gesetzt hatte, daß

sie es von Rechtswegen seyn müßten — immer nach Launen handelte — ohne Ursache diese belohnte — jene ohne Ursache verdammte — dieser Friedrich soll ein gerechter Fürst seyn?

Kabalen.

Ueber die Kabalen schreyet Friedrich der Große gewaltig. Es geschieht aber nicht ohne Ursache. Die Kabalen, wider die er schreibt, haben ihn mehr als einmal an den Rand des Verderbens gebracht, ohne daß ihn seine Kabalen retten konnten. Darf man sich wundern; wenn er nicht ohne Unwillen daran denken kann? Friedrich liebte nur diejenigen Kabalen, die zu seinem Besten gespielt wurden — wider diese hat Friedrich gar nichts. Im 1sten Bande, S. 53. sagt er von Schweden: „Die Ruhmbegierde verwandelte sich in den Geist „der Kabale; aus Uneigennützigkeit ward Geldsucht „— — — die Bestechungen giengen so weit, daß bald „die französische Parthey, bald der rußische Anhang die „Oberhand auf den Reichstagen hatte.„ — Warum schreibt er wider die Kabalen auf den schwedischen Reichstagen? Weil die Partheyen, die wechselweis daselbst die Oberhand bekamen, Friedrichs Feinde waren, und auf diese Weise die Schweden mit in den Krieg wider die Preußen verwickelten. Hätte sich Friedrich in Schweden einen Anhang machen können — hätte man diesen Anhang aus Gefälligkeit auch bisweilen über die übrigen Partheyen siegen lassen — so hätte Friedrich diese ganze Stelle weggelassen. — Es war in ganzen

Eu=

Europa, kein Hof, wo Friedrich nicht hätte Kabalen spielen wollen. Seine Kabalen giengen bis nach Petersburg und Konstantinopel, wo er sie mehr als einmal in dem Divan anzuzetteln suchte. Friedrichs Wahlspruch war: Kabalen — nur nicht wider mich! s. Ränke.

Karl VI.

Daß Friedrich bey den Gemälden, die er in seinen Schriften von andern Fürsten aufstellt, so viel Schatten als möglich anbringt, die Farben verdunkelt, so viel er kann, und sich des Versprechens, das er in der Vorrede macht: die Fürsten nach der Wahrheit, und nach der Natur zu schildern, ferner nicht mehr erinnert, beweiset unter andern auch das Gemälde, das er von Karl VI. entwirft, „Karl VI. — sagt er im 1ten Bande, S. 25 — erhielt von der Natur alle Anlagen zu „einem guten Bürger, keine zu einem großen Manne.„ — Friedrich ertheilt hier Karln VI. Lobsprüche, ohne es zu wollen. Hatte Karl der VI. alle Anlagen zu einem guten Bürger, so wird er auch zu edel und zu menschenfreundlich gedacht haben, als daß er sich den Namen eines Großen durch Ungerechtigkeiten und Betrügereyen hätte erkaufen sollen. Es ist wahr, Karl der VI. hatte seine Siege, seinen Ruhm und seine Größe Prinz Eugen zu verdanken — kann man aber von Friedrich mehr sagen? Gestehet er nicht selbst, daß er sein Glück, seinen Ruhm, und seine Größe nicht sich, sondern der Geschicklichkeit seiner Generale, und der Tapferkeit seiner Truppen zu verdanken hat? — „Er besaß Edelmuth — fährt

„Frie-

„Friedrich fort — aber ohne Unterscheidungskraft.„ — Er wußte die Augenblicke nicht zu treffen, wo Fürsten sich — nach Friedrichs Grundsätzen — in Thätigkeit setzen müssen. s. Thätigkeit. Ein Fürst darf nicht immer edel denken, noch weniger immer edel handeln — Wenn sich glückliche Umstände ereignen, wo er sich ohne Gefahr auf Kosten seiner Nachbarn bereichern kann, und er bereichert sich nicht, so besitzt er Edelmuth, aber ohne Unterscheidungskraft. Friedrich besaß auch Edelmuth, aber nur dann, wenn keine Eroberungen zu machen waren. — „Keinen großen, noch durchdringenden „Verstand.„ — Da er immer edel dachte, so konnte er freylich keinen großen Verstand haben; denn, nach Friedrichs Lehrsätzen, zeigt es sehr wenig Verstand an, wenn man sich nicht zu rechter Zeit in Thätigkeit zu setzen, und in Verlegenheit und Geldmangel die Hilfsquellen nicht zu suchen weis, die Friedrich so a propos zu öffnen wußte. — „Fleiß, aber kein Genie, so daß er bey vielen Arbeiten wenig that.„ — Wenn Uebereilung der Geschäfte das Genie verräth, dann hatte Karl VI. kein Genie. Diesen Mangel ersetzte er durch richtige Urtheile — die er um so tiefer durchdenken, um so gerechter abwägen konnte, je mehr er sich Zeit ließ. Das, was Friedrich hier an diesem Kaiser vermißt, ward für die österreichischen Staaten eine Quelle von Glückseligkeit, deren Verlust Friedrich seinen Unterthanen mit seinem ganzen Genie nicht ersetzen konnte. — „Er verstand das deutsche Recht vollkommen, redete mehrere Sprachen (machte aber keine französische Verse) und war ganz vorzüglich im Latein.„ — Hätte Friedrich einige von Karls Kenntnissen im deutschen Staatsrechte besessen, so würde

de er sich nicht so gröblich wider dessen Grundgesetze vergangen, und das Reichsgericht in die Nothwendigkeit versetzt haben, ihn als einen Stöhrer der öffentlichen Ruhe und Sicherheit in die Acht zu erklären. Für Friedrichs Ruhm wäre es besser gewesen, wenn er entweder mehr, oder gar nichts von der lateinischen Sprache verstanden hätte. Seine geringen Kenntnisse verleiteten ihn zu Schnitzern, die einem Gelehrten, der über die Werke der Kunst und des Geschmacks des alten Roms entscheiden will, nicht zu verzeihen sind. s. Litteratur.

„Ein guter Vater — fährt Friedrich in der angeführten Stelle fort — ein guter Ehemann; aber „voll Frömmeley und Aberglauben, wie alle Prinzen „aus dem Hause Oesterreich.„ — Die Hoffnung, einst Vater zu werden, verlohr Friedrich schon in seiner frühen Jugend. Feile Dirnen, an denen er alle seine Kräften verschwendet hatte, und ein siecher Körper setzten ihn in die Nothwendigkeit, ein schlechter Ehemann zu werden — dürfen wir uns wundern, wenn er Karln den VI. um so sanfte Vorzüge beneidet? — Frömmeley und Aberglauben sind zwey Dinge, die ich hasse, aber nur dann hasse, wenn sie üble Folgen für die Welt haben — Inquisizion erzeugen — Scheiterhaufen errichten — Religionskriege entzünden — unschuldigen, tugendhaften Personen Verfolgung zuziehen. Mit solchen Greueln befleckte Karl seine Regierung nicht. Was kann also Friedrich unter Frömmeley und Aberglauben verstehen? Will er es andern Fürsten zum Vorwurf machen, daß sie Religion haben und dem Glauben ihrer Voreltern treu bleiben? Gesetzt auch, Friedrich hätte aus Grün-

den die geoffenbarte Religion für Pfaffentrug gehalten — diese Gründe wären unwiderlegbar; folgt denn daraus, daß ein Fürst weniger nach Vernunft handelt, wenn er alles das glaubt, was Friedrich verwirft? Jeder handelt nach seiner Vernunft, nach seiner Ueberzeugung. Karls Frömmeley und Aberglaube — um bey Friedrichs Ausdruck zu bleiben — hätten nie so viel Unglück über Deutschland verbreiten können, als Friedrichs Irreligion und Unglaube darüber verbreitet haben. — Warum sucht aber Friedrich durch die letzten Worte mit Karls Andenken auch den Ruhm seines großen Enkels zu beflecken? Kann man einen Joseph — der die Altäre, die man in finstern Jahrhunderten dem Aberglauben erbauet hatte, niederriß — allen seinen Unterthanen, wes Glaubens sie auch seyn mochten, gänzliche Sicherheit und Schutz gewährte — ihnen durch eine weise Duldung die freye Religionsübung gestattete — die Revenüen, die ehedem ein müssiges Klostervolk im Schooße des Müssiggangs und der Wollust verzehrte, in Fonds verwandelte, woraus itzt Staatsbedürfnisse befriedigt werden — und noch itzt alle seine Kräften dem Wohl seiner Staaten widmet — kann man, sage ich, diesen Joseph der Frömmeley und des Aberglaubens beschuldigen, ohne die größte Unwahrheit zu sagen? Straft nicht jede That unsers wirklich großen Kaisers unsern Geschichtschreiber Lügen? Josephs Ruhm ist zu fest gegründet, als daß ihn Friedrich erschüttern könnte. Sein Ruhm gründete sich nicht auf dem Ruin der Völker. Joseph machte sich nicht durch Menschenwürgen, sondern durch edle Thaten berühmt, werth in den Geschichtsbüchern künftiger Jahrhunderten zum Muster und zur Bewun-

derung aufgestellt zu werden. — Warum spricht also Friedrich hier so allgemein, und ohne alle Ausnahme? Es ist offenbar, daß er sich dadurch in etwas an dem Helden rächen wollte, der seiner Eroberungssucht Schranken gesetzt, und ihm am Ende seiner Laufbahn noch einige Lorbeeren aus der Siegeskrone gerissen hatte. Er hatte diese Lorbeeren zu theuer erkauft, als daß er sie hätte können gleichgültig dahinsinken sehen. Er ergrimmte ob dieser Vermessenheit, und grif in seinem Zorn nach dem Degen, um sich zu rächen, ergrif aber aus Unachtsamkeit und Uebereilung die — Feder, und schrieb, was wir itzt gelesen haben.

Karl XII.

Friedrich wollte nie mit Karl XII. verglichen seyn. Einem Hofmanne, der ihn einst mit diesem schwedischen Helden vergleichen wollte, kehrte er den Rücken, ohne ihm zu antworten. Im 1ten Bande, S. 114. sagt er, seine eigenen Unterthanen hätten bey seinem Einfall in Schlesien geglaubt, er habe sich Karln XII. zum Muster gewählt. Ob Friedrich in Karls Fußstapfen treten wollte, wollen wir hier nicht untersuchen; daß er ihn nie erreichen konnte, ist gewiß, und daß er mit diesem Helden ganz und gar nicht verglichen werden kann, wollen wir itzt beweisen. Eine kleine Parallele, die wir zwischen diesen beyden Monarchen ziehen wollen, wird unsre Leser überzeugen, daß man Karln sehr schlecht beurtheilen würde, wenn man ihm einen Friedrich an die Seite setzen wollte.

Karl der XII. zeigte schon als Kind, was er einst als Jüngling und als Mann werden sollte. Wir wollen nur einen einzigen Zug aus seiner Kindheit anführen. Karl betrachtete sich eines Tages auf dem Zimmer seines Vaters zwey geographische Karten. Auf der einen war eine Stadt in Ungarn zu sehen, die der Großherr dem römischen Kaiser weggenommen hatte, und die andere war die Karte von Riga — der Hauptstadt in Liefland, das die Schweden von ungefähr einem Jahrhunderte erobert, und von dieser Zeit an ununterbrochen besessen hatten. Unter der erstern standen die Worte des Buchs Hiob: Der Herr hat sie gegeben, der Herr hat sie genommen, der Name des Herrn sey gelobet. Kaum hatte der Prinz diese Worte gelesen, so nahm er Bleystift, und schrieb unter die Karte von Riga: Der Herr hat mir sie gegeben, der Teufel soll mir sie nicht nehmen. — Friedrich gab, nach dem einstimmigen Zeugnisse aller seiner Lobredner, in seiner Kindheit nicht das geringste Merkmal von sich, das die großen Talente verrathen hätte, die man in der Folge an ihm finden wollte. — Karl entsagte in seinem achtzehnten Jahre allen auch den unschuldigsten Freuden des Lebens. Friedrich überließ sich in diesem Alter allen Ausschweifungen der Jugend. — Karls Enthaltsamkeit in Essen und Trinken war ohne Beyspiel. Friedrich war in beyden unmässig. — Karl suchte vor allen Dingen sich selbst zu bekämpfen, und siegte. Friedrich war ein beständiger Sklave seiner Leidenschaften. — Karl ward durch die Verschwörung, die drey Monarchen wider ihn gemacht hatten, zum Krieg gezwungen. Friedrich führte Krieg, weil er bey den damaligen Umständen seine

Länder zu erweitern hoffen konnte. — Karl liebte die Gefahren *), und fand Wonne in dem Gedanken, seine Feinde demüthigen, und Kronen verschenken zu können. Friedrich scheute die Gefahren, und sagte: Beati posedentes (statt possidentes). Karl war uneigennützig und freygebig. Friedrich gab nie ohne Absichten. — Karl blieb sich immer gleich, und zeigte im äußersten Unglück die nämliche Standhaftigkeit, die nämliche Gegenwart des Geistes, die nämliche Seelengröße, die man im Glück an ihm zu sehen gewohnt war. Friedrich blieb sich nie gleich, und sank im Unglück in eine Muthlosigkeit, die an Verzweiflung gränzte, und ihn mehr als einmal den Entschluß fassen ließ, seinem Leben ein Ende zu machen.

Kommerz.

Friedrich, der um Aufklärung zu verbreiten die Schulmeisterstellen mit Invaliden besetzte, wollte durch schlechte Strassen und seine Regisseurs den Handel befördern. Ob dieß weise war, mögen andere entscheiden; ich be-

gnüge

*) Als Karl XII. der in seinem Leben kein ordentliches Musketenfeuer gehört hatte, bey seiner Landung in Dännemark — welches sein erster Feldzug war — fragte, was denn das Sausen zu bedeuten hätte, das er vor seinen Ohren höre, und man ihm antwortete, es sey das Getöse, welches die Kugeln in der Luft machten, die man auf ihn losfeuerte, sagte er: Gut, das soll von nun an meine Musik seyn! — Friedrich lief beym ersten Kanonenschuß davon.

gnüge mich, hier anzumerken, daß Friedrichs Einsichten in das Handlungswesen eben so beschränkt waren, als in den übrigen Fächern, denen er als Landesfürst hätte vorstehen sollen. Der weise Friedrich glaubte, die inländischen Fabriken durch die Erhöhung des Einfuhrzolls fremder Waaren empor zu bringen — allein er irrte. Der Erfolg bewies es, daß er durch seine verkehrten Maaßregeln den inländischen Handel äußerst geschwächt hatte. Vielleicht wollte auch Friedrich, durch diese Erhöhung des Einfuhrzolls, mehr seinen Schatz füllen, als den inländischen Fabriken aufhelfen. Seine unverzeihliche Habsucht erzeugte die Schwärzung, die diesen Fabriken äußerst nachtheilig war. Diesem Uebel zu steuern, stellte er eine Menge Aufschauer, und Güterbeschauer an. Weil zu dieser Gattung von Leuten seine Landeskinder nicht tauglich waren, so ließ er einen Schwarm Franzosen in seine Staaten kommen, denen er das Privilegium gab, sich auf Kosten seiner Unterthanen und der Eingebohrnen des Landes zu bereichern. Sie benützten auch, troz aller Klagen, die beynahe täglich wider sie gemacht wurden, dieses Privilegium so gut, daß sie alle mit Reichthümern beladen in ihr Vaterland zurückkehrten, das sie arm verlassen hatten —. Die Franzosen ließen sich auf diese Weise die Schläge theuer bezahlen, die sie von den Preußen bey Roßbach bekommen hatten.

Krieg.

I. Abschnitt.

Erster schlesischer Krieg.

Der Krieg ist bey großen Häuptern das, was bey Privatpersonen die Gerichtshöfe sind — ein Mittel, sich untereinander Gerechtigkeit zu verschaffen. Hieraus folgt, daß kein Monarch einen Krieg anfangen sollte, ohne gerechte Ursache dazu zu haben. Friedrich dachte ganz anders. Bey ihm war der Krieg nichts anders, als das Mittel, seine Länder zu erweitern. Doch wir wollen ihn über diesen wichtigen Gegenstand selbst hören. „Als ich den „Thron bestieg, — sagt er in seinen Morgenstunden — „durchsuchte ich meines Vaters Schätze. Seine Sparsamkeit setzte mich in den Stand, weit aussehende Pläne „zu entwerfen. Ich musterte meine Truppen, und fand „sie vortrefflich. Meinen ganzen Militärstand zu verdoppeln, nahm ich aus der Schatzkammer so viel Geld, als ich „dazu nöthig hatte. Nach dieser Unternehmung war es „ganz natürlich, daß ich mit der blossen Erhaltung dessen, was ich bereits besaß, nicht zufrieden seyn konnte. „Ich beschloß daher, von der ersten Gelegenheit, die sich mir „darstellen würde, Gebrauch zu machen, und Nutzen zu „ziehen. Indessen übte ich meine Truppen fleißig, und „gab mir alle nur erdenkliche Mühe, um Europa auf „meine Kriegsübung aufmerksam zu machen. Ich erreichte endlich meinen Zweck. Als ich meine Heere auf

„diese Weise geübt hatte, so suchte ich überall nach An„sprüchen, die ich etwan machen könnte. Hier zeigten „sich mir vier Hauptgegenstände: Schlesien, pohlnisch „Preußen, das holländische Geldern, und das schwedi„sche Pommern. Ich blieb bey Schlesien stehen, weil „dieser Gegenstand, der damaligen günstigen Umstände „wegen, meine Aufmerksamkeit vorzüglich verdiente.„ — Zahlreiche und gutgeübte Truppen, und eine volle Schatzkammer waren mehr als hinreichende Gründe für Friedrich, der sich unmöglich mit seinen Besitzungen allein begnügen konnte, Marien Theresien den Krieg zu erklären. Er that es zu einer Zeit, die für ihn nicht günstiger hätte seyn können. Der Kurfürst von Bayern und nachmalige unglückliche Kaiser Karl der VII. von Frankreich unterstützt, machte Ansprüche auf die Erbfolge in den Staaten, die Kaiser Karl der VI. seiner Tochter Marien Theresien verlassen, und durch die pragmatische Sankzion versichert hatte. Der König von Pohlen und Kurfürst von Sachsen, der von Seite seiner Gemahlinn eben so große Ansprüche an den Erbländern der Königinn von Ungarn und Böhmen, als der Kurfürst von Bayern, zu haben glaubte, vereinigte sich mit diesem, um Kaiser Karls VI. Tochter ihrer Rechte zu entsetzen, und ihrer Staaten zu berauben. Frankreich, das die Größe des Hauses Oesterreich nur mit neidischen Augen ansahe, unterstützte den Kurfürsten von Bayern mit Gelde und Truppen. Zu diesen drey Feinden Marien Theresiens gesellte sich nun auch Friedrich. Er machte Anspruch auf das Herzogthum Schlesien, und schickte einen Gesandten nach Wien, der mit Marien Theresien deswegen in gütliche Unterhandlungen sich einlassen soll-

te.

te. Ehe aber der Gesandte Wien erreichte, stand Friedrich schon mit einer Armee in Schlesien. Es fiel ihm nicht schwer, sich dieses Herzogthums zu versichern, da man von dieser Seite auf gar keinen Krieg vorbereitet war, und das Land von Vertheidigern entblößt hatte. Die haltbaren Städte eher zur Uebergabe zu bewegen, machte Friedrich ein Manifest bekannt, worinn er versicherte, daß er nicht die geringsten feindseligen Gesinnungen hege; daß er dieses Land in Verwahrung nehmen, und wider alle diejenigen vertheidigen wolle, die auf die Erbfolge Oesterreichs Anspruch machen sollten. Alle Welt, und selbst Voltaire, glaubte anfänglich, Friedrich wollte aus Großmuth sich einer jungen Prinzeßinn annehmen, die von so vielen Feinden auf einmal angegriffen würde; allein man irrte. Friedrich war der Fürst nicht, der seine Truppen zur Vertheidigung fremder Staaten verwendet hätte. Noch weniger war er gesonnen, das wieder herzugeben, was er einmal in Besitz genommen hatte. Maria Theresia, die sich zu einer Zeit, wo sie von Geld und Truppen entblößt war, wider so viele Feinde nicht vertheidigen konnte, und alle Ursache hatte, sich des gefährlichsten unter ihnen zu entledigen, machte mit Friedrich Friede, den sie zu Breslau mit dem Herzogthum Schlesien erkaufte.

Da man die eigentliche Geschichte dieses Krieges in so vielen Geschichtsbüchern findet, und unser Plan blos dahin geht, der Welt die Ursache aufzudecken, welche Friedrich zu seinen Kriegen bewogen haben, so wird man uns es vergeben, daß wir uns nicht umständlicher in diese Erzählung einließen.

In Friedrichs Geschichte des ersten schlesischen Krieges waren folgende Gründe angeführt: „Man be„denke, daß zum Angriff allzeit fertige Truppen, eine „wohlgefüllte Schatzkammer und mein lebhafter Karak„ter die Gründe waren, mit Marien Theresien Krieg „anzufangen — — Ehrsucht, Eigennutz, das Verlan„gen von mir reden zu machen, behielten die Oberhand, „und der Krieg ward beschlossen.„ —

Voltair, dem Friedrich diese Geschichte zu waschen gegeben hatte, strich diese Stellen aus, und Friedrich ergänzte sie, weil er in seiner Geschichte doch Gründe anführen mußte, warum er Kriege geführt habe, damit, daß er sagte, die Kränkung habe ihn dazu bewogen, welche der preußische Name in der Welt erfahren müssen. Wie? weil man seinen Vater des heiligen römischen Reichs Erzsandstreuer genennt hat, darum fängt Friedrich Krieg an? Konnte der weise Friedrich hoffen, man werde dem preußischen Namen mehr Achtung erweisen, wenn er ihn durch Ungerechtigkeit und Grausamkeit brandmarkte?

II. Abschnitt.

Zweyter schlesischer Krieg.

Kaum war der erste schlesische Krieg durch den Breslauer Friedensschluß zwischen Marien Theresien und Friedrich geendiget, als sich dieser schon zu einem neuen an-

anschickte. Er ergänzte seine Truppen, legte Magazine an, und traf alle Vorkehrungen zu einem neuen Feldzuge. Der glückliche Fortgang der österreichischen Waffen machte ihn aufmerksam. Die Art, wie er Schlesien an sich gebracht hatte, war ihm noch allzufrisch im Gedächtnisse, als daß er hätte glauben sollen, Maria Theresia könne ihn im ruhigen Besitz eines Theils ihres Erbes lassen. Er fürchtete, man möchte es ihm eben so leicht wieder abnehmen, als man es ihm hingegeben hatte — und faßte gleich beym Friedensschluß den löblichen Vorsatz, den Krieg bey erster Gelegenheit vom neuen anzufangen. Friedrich war schon bereit dazu, nur fehlte ihm noch ein scheinbarer Vorwand. Er fand ihn bald. Er schloß den 13. Maj. 1744. mit Kaiser Karl den VII. mit Frankreich, Pfalz und Hessen wider die nämliche Fürstinn ein Bündniß, mit der er kurz zuvor Friede geschlossen hatte. In diesem Bündnisse machte Friedrich sich gegen den Kaiser anheischig, daß er für ihn Böhmen erobern wolle; dafür aber sollte er ihm drey Kreise von diesem Lande abtreten. Friedrich hatte diesmal zwo Hauptursachen, welche ihn bewogen, wider Marien Theresien die Waffen zu ergreifen. Die erste war die Versicherung Schlesiens; denn er war fest entschlossen, die Waffen nicht eher aus der Hand zu legen, als bis ein allgemeiner Friede erfolgte, der ihm den ruhigen Besitz dieses Herzogthums versicherte. Die zweyte in Friedrichs Augen eben so wichtige Ursache war die Erweiterung seiner Länder. Wär er glücklich, so konnte er sich die drey Kreise von Böhmen wählen, die ihm am nächsten lagen, und am besten gefielen. Da man aber diese Ursache nicht öffentlich bekannt ma-

chen

chen wollte, so wendete man vor, man wolle die Reichsverfassung aufrecht erhalten, der gekränkten Kaiserwürde zu Hilfe eilen, und in Deutschland die erwünschte Ruhe wieder herstellen. — Dießmal erreichte Friedrich seine Absichten nur zum Theil. Die Armee, die er nach Böhmen geführt hatte, um dieses Königreich dem Kaiser zu erobern, machte die Eroberungen gar nicht, die man von ihr erwartet hatte; überhaupt war Friedrich in diesem Kriege minder glücklich, als in dem vorhergehenden. Der schlechte Fortgang seiner Waffen, machte ihm den Krieg verhaßt, er sehnte sich nach Ruhe, und war am Ende froh, daß man sie ihm unter den alten Bedingungen gestattete. Es erfolgte ein allgemeiner Friede, der zu Dresden geschlossen ward, und Friedrichen den Besitz des Herzogthums Schlesien zusicherte. Friedrich gesteht am Ende des 2ten Bandes, daß der ganze Krieg ihm keine wesentlichen Vortheile verschaft habe.

III. Abschnitt.

Siebenjähriger Krieg.

Der Dresdner Friede hatte das Schicksal aller Verträge, die Friedrich mit andern Fürsten eingieng. Er hob die Ausübung der Feindseligkeiten auf; aber er entwurzelte nicht den Keim der Zwietracht, die zwischen Oesterreich und Preußen war. So viel Verstellung Friedrich auch äußerlich annahm, so war doch die Furcht, Schlesien, das ihm aus mehr als einer Ursache theuer

war,

war, wieder zu verlieren, viel zu groß, als daß er mitten im Frieden nicht hätte Zurüstungen zu neuen Kriegen machen sollen. Von der andern Seite hatte Schlesiens Verlust dem wiener Hofe eine zu tiefe Wunde geschlagen, als daß er nicht hätte auf Mittel denken sollen, das ihm so gewaltsam entrissene Herzogthum einst, unter günstigern Umständen, wieder zu erobern. Der Krieg zwischen diesen beyden Mächten war also eigentlich noch nicht geendiget, sondern hatte nur eine andere Gestalt gewonnen. Zwar schlugen die Heere nicht mehr im offenen Felde gegen einander — allein man setzte den Krieg aus dem Innern der Kabinete fort. Beyde Höfe suchten Bündnisse wider einander zu schliessen. Verschlagenheit, Staatsränke, List — nichts ward von Friedrichs Seiten gespart, um sich Freunde zu machen; allein er fand niemand, der geneigt gewesen wäre, mit einem Könige sich in eine Allianz einzulassen, der Bündnisse nur aus Eigennutz schloß, und den Grundsatz hatte, man müsse ein einmal eingegangenes Bündniß wieder aufgeben, so bald man seinen Zweck erreicht hätte, ohne sich weiter um das Interesse seines Bundsgenossen zu bekümmern. Das einzige England trat auf Friedrichs Seite, um sich Frankreich, das mit Oesterreich in Verbindung trat, zu widersetzen. — Oesterreich, das alle Ursache hatte, gegen einen König mistrauisch zu seyn, der wider alles Völkerrecht ihm eine der schönsten Provinzen blos aus dem Grunde entrissen hatte, weil sie ihm gefiel, und er der Stärkere war, schloß mit Rußland eine Defensivallianz, um sich gegen fernere preußische Gewaltthätigkeiten zu sichern. In dieses Bündniß wollte man auch Sachsen aufnehmen; doch

war

war es bis itzt noch nicht geschehen. Ein Hauptartikel dieses Bündnisses war: daß es nur alsdenn statt haben solle, wenn Preußen der angreifende Theil wäre. So wenig auch dieses Bündniß dem Könige von Preußen nachtheilig seyn konnte, so lang er sich ruhig verhielt, so sagt er doch im 3ten Bande, es wäre lediglich zu seinem Untergange geschlossen worden; Oesterreich hätte die rußischen Minister durch Geld auf seine Seite gebracht — jeden preußischen Feind an diesem Hofe in Sold genommen, und den Sold in eben dem Maaße erhöht, als er seinen Haß vermehrt hätte; es hätte alles angewendet, um die übrigen Mächte mit Preußen zu verfeinden, ohne es jedoch zu einem öffentlichen Bruche kommen zu lassen; einstweilen zufrieden, den Rußen Gesinnungen des Hasses und der Feindseligkeit gegen Preußen beygebracht zu haben, hätte es auf eine schickliche Gelegenheit gewartet, seine weitaussehenden Plane ins Werk zu richten.

Friedrich hatte Gelegenheit gefunden, einen sächsischen Kabinetssekretär zu bestechen. Dieser Verräther schickte ihm alle Depeschen, die von den Höfen zu Wien und Petersburg bey dem Dresdner Hofe einliefen, in Abschrift zu, und war — wie der Minister Herzberg in seinem Mémoire historique sur la derniere année de la vie de Fréderic sagt — nebst Friedrichs Vorwitz, die Ursache des schrecklichen siebenjährigen Krieges.

Lange glimmte das Kriegsfeuer unter der Asche, bis es endlich Friedrich in volle Flammen setzte. Er fiel mit 40000 Mann in Sachsen ein, und fieng damit

den

den blutigen Krieg an, der Deutschlands schönste Provinzen sieben Jahre lang verheerte, und so tiefe Spuren zurückließ, daß sie noch keine Zeit verwischen konnte.

Er hatte zwar zu diesem Kriege eben so wenig Ursache, als zu den vorhergehenden, allein er — der im 3ten Bande, S. 67. sagt: wenn es bey einem bevorstehenden Bruche zwischen zwo Mächten nur noch auf einen Vorwand ankäme, so wäre der Krieg schon so gut als erklärt — gab vor, er habe Briefe in Händen, worinn der König von Pohlen sich geäußert hätte, daß er bereit sey, dem Petersburger Bündnisse beyzutreten, wenn man vorläufig den Antheil bestimmen wolle, der ihm nach glücklich geendigten Kriege von Friedrichs Staaten zu Theil werden sollte. So ungegründet auch dieses Vorgeben war, so konnte es doch das Feuer nicht tilgen, das Friedrich entzündet hatte. Es wüthete sieben Jahre, bis die Mächte theils getrennt, theis erschöpft, zu einem neuen Frieden die Hände boten, der auch endlich zu Hubertsburg unterzeichnet wurde.

IV. Abschnitt.

Bayrischer Erbfolgekrieg.

Nach dem siebenjährigen Kriege schien es zwar, als wenn Friedrich friedfertigere Gesinnungen hege; allein durch die Eilfertigkeit, mit welcher er im J. 1778. seine

Trup-

Truppen in Böhmen einrücken ließ, bewies er mehr als zu deutlich, daß er sich ingeheim nach Krieg gesehnt, und nur auf eine Gelegenheit gewartet hatte, den Lieblingswunsch seines Herzens — Menschen zu würgen und unglücklich zu machen — zu befriedigen.

Oesterreich hatte gegründete Ansprüche an einige Bezirke in Bayern. Nach des Kurfürsten Karl Theodors Tode, welcher den 30. December 1777. erfolgte, wollte der wiener Hof seine Rechte geltend machen. Er schickte Truppen dahin, ließ Patente ergehen, und nahm die Länder, woran er Ansprüche hatte, in Besitz. Der Herzog von Zweybrücken, des verstorbenen Kurfürstens nächster Erbe, sah die Giltigkeit seiner Forderungen und Rechte ein, und war im Begriff einen gütlichen Vergleich mit ihm einzugehen, als der König von Preußen den Grafen von Görz nach München sandte, um den Herzog auf andere Gedanken zu bringen. Friedrich hatte zwar zu wiederholtenmalen der Kaiserinn Maria Theresia durch ihre Gesandte die Versicherung geben lassen, daß er sich den Maaßregeln, die sie einst ergreifen würde, um ihre Forderungen geltend zu machen, nicht widersetzen wolle; allein diese Versicherung hatte Friedrich wieder vergessen. Statt sein Versprechen zu erfüllen, war er der erste, der die Maaßregeln des wiener Hofes zu hintertreiben suchte. Um doch mit einigem Schein wider das Haus Oesterreich Feindseligkeiten anfangen zu können, warf er sich in dieser Sache zum Richter auf; allein er war Richter und Parthey zugleich. Wie konnte er in dieser Angele-

gelegenheit den Richter machen, da er offenbar des Herzogs von Zweybrücken Parthey nahm?

Man wechselte von beyden Seiten eine Menge Schriften, die zu nichts, als offenbaren Feindseligkeiten führten. Friedrich, dessen Absicht es nie gewesen war, die obwaltenden Irrungen gütlich beyzulegen, sagt selbst im 5ten Bande, S. 195. daß er diese politische Scharmützel aus keiner andern Absicht angefangen, als um Zeit zu gewinnen, damit er sich gründlich unterrichten könnte, welche Parthey Frankreich ergreifen würde, und wie man darüber zu Petersburg dächte. Da er der Neutralität des einen und des Beystandes des andern Hofes versichert war, brach er alle Unterhandlungen, die man angefangen hatte, ab, und marschirte mit zwo Armeen nach Böhmen. Der Kaiser stellte ihm zwey andere Heere entgegen. Diese vier Armeen hatten alle Gelegenheit, sich zu sehen — aber zu einer Schlacht kam es nie. Friedrich hätte es zwar gewünscht, allein Kaiser Joseph stand in unüberwindlichen Lagern, und statt sie zu verlassen, verschanzte er sich immer mehr darinne, so, daß Friedrich ihn nicht angreifen konnte, und bekennen mußte, dieser junge Held wäre in diesem Kriege sein Medikus gewesen. Da man sich lange genug einander angesehen hatte, und Friedrich wahrnahm, daß sichs nicht mehr so leicht in Böhmen herumziehen lasse, als in den vorigen Kriegen, machte man endlich, unter Frankreichs und Rußlands Vermittelung, Friede. Dieser ward den 13. Maj. 1779. an Marien Theresiens Geburtstage, zur großen Freude dieser Kaiserinn, zu Teschen unterschrieben.

Der

Der wiener Hof erreichte seine Absichten; Sachsen bekam vom Kurfürsten von der Pfalz sechs Millionen Gulden, und Friedrich — gieng leer aus! Dieser Krieg kostete ihm 13 Millionen an Gelde, und 40000 Mann, die ihm in der kurzen Zeit davongelaufen waren. Weil niemand da war, der ihm diese Kosten hätte ersetzen wollen, so verlangte er für seine gehabte Mühe nichts. Diese affektirte Uneigennützigkeit wußte er an den auswärtigen Höfen sehr zu rühmen — um doch einigen Ersatz dafür zu haben, und hätte er auch nur in der Einbildung bestanden; denn Friedrichs eigennütziger Karakter war zu bekannt, als daß man sich durch seine Verstellungen hätte hintergehen lassen sollen.

So endigte dieser dem Anscheine nach gefährliche Krieg, und mit ihm Friedrichs Ruhm; denn während demselben hat man es deutlich wahrgenommen, daß Friedrich das Glück in seinen vorigen Kriegen nicht seiner Tapferkeit und Kriegskunst, sondern lediglich der Schwäche seiner Gegner und dem Ohngefähr zu verdanken hatte.

Merkwürdig ist es, daß Friedrich, der bey allen seinen Streitigkeiten mit andern Mächten immer der angreifende Theil war, am Ende des 4ten Bandes sagen konnte: „Möge es der Himmel so lenken, daß Preu„ßens blühendes und unveränderliches Glück die künf„tigen Fürsten dieses Staats vor dem Unglück und den „Trübsalen bewahre, welche Preußen in diesen Zeiten „der Zerrüttung und der Unruhen (in den Kriegen,

die

die Friedrich so ungerechterweise mit seinen Nachbarn immer angefangen) erlitten hat: damit sie nie „mögen gezwungen werden, zu den gewaltsamen und „traurigen Hilfsmitteln (er spricht von der Verfälschung der Münzen) ihre Zuflucht zu nehmen, deren „man sich zu bedienen genöthigt war, um den Staat ge„gen den eroberungssüchtigen Haß der europäischen Für„sten zu erhalten, welche das Haus Brandenburg zer„nichten, und auf ewig alles, was den preußischen „Namen führte, vertilgen wollten!„

Nicht minder merkwürdig ist es, daß er unter allen seinen Kriegen von dem ersten allein einen Vortheil zog, weil die Königinn von Ungarn und Böhmen, nicht stark genug, um den Krieg mit vielen Feinden zugleich fortzuführen, genöthigt war, ihm das freywillig durch einen Friedensschluß abzutreten, was er bey fortdauernden Kriege vielleicht nicht zu behaupten im Stande gewesen wäre.

Daß Friedrich die Geschichte seiner Feldzüge nach seiner Manier schrieb — seine Thaten, aus Bescheidenheit, bis an die Wolken erhob — die Fehler seiner Gegner sorgfältig sammelte — sie mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit durch mancherley Episoden zu erweitern wußte — seine Fehler, seine Grausamkeiten, seine Betrügereyen, mit den Tugenden seiner Gegner zugleich verschwieg — dieß alles wundert uns von einem Geschichtschreiber nicht, der sich, wie Friedrich, der Nachwelt empfehlen, und ihre Achtung mehr den Lügen, als großen edlen Thaten zu verdanken haben wollte.

Kriegs-

Kriegserklärung.

Die Kriegserklärung, welche Friedrich Marien Theresien vor dem ersten schlesischen Kriege that, ist eine der drolligsten, die man je gefunden hat. Sie lautet also:

„Da sich so viele Mächte wider Sie verbinden, so „bin ich entschlossen, mit 30000 Mann in Schlesien ein„zubringen, um dieses Herzogthum wider Ihre Feinde „in Verwahrung zu nehmen. Ich wage durch eine sol„che Unternehmung viel — sehr viel; Sie werden sichs „daher nicht befremden lassen, wenn ich eine meinen „Diensten angemessene Belohnung fordere. Schlesien „liegt mir am nächsten — ist fruchtbar — gut bevölkert „— wollen Sie mir diese Provinz abtreten, so gebe ich „Ihnen mein königliches Wort, daß ich Sie wider alle „Ihre Feinde vertheidigen will. Wollen Sie aber die„se meine angebotene Hilfleistung nicht annehmen — „mir Schlesien nicht abtreten, so werde ich mir durch „den Weg der Waffen, für eine so schimpfliche Verwer„fung meiner Dienste, Gerechtigkeit zu verschaffen wis„sen. Krieg, oder Frieden — wählen Sie! — Schle„sien muß mein werden!„ —

Wer diese Kriegserklärung etwan für blosse Erdichtung halten sollte, lese das Patent, welches Friedrich bey seinem Einfall in Schlesien bekannt machen ließ, und die geheime Instrukzion, die er seinem Gesandten in Wien gab, wo er sie beynahe wörtlich finden wird. — Maria Theresia protestirte zwar wider Friedrichs großmüthiges Anerbieten; allein Friedrich hielt Wort.

Er

Er marschirte nach Schlesien, nahm es, aller Wiener Protestazionen ungeachtet, in Verwahrung, und behielt es — wie billig. — Daß Friedrich in der Folge diesem Verfahren eine andere Ursache gab, war das Werk seiner Rechtsgelehrten, denen er die Vertheidigung seiner Schritte überlassen hatte. Ueberhaupt bekümmerte sich Friedrich bey seinen Handlungen wenig um Gründe. Er agirte — seinen Gewaltthätigkeiten den Schein des Rechts zu geben, überließ er seinen Manifestmachern. Gemeiniglich befand er sich, wenn das Manifest erschien, schon in einer Lage, wo er nichts zu fürchten hatte, auch wenn seine Rechtsgelehrte ihre Schuldigkeit nicht beobachtet, und ihren ungerechten König nicht hinlänglich vertheidigt hatten. Nach Friedrichs Grundsätzen hatte der Stärkere immer Recht. Dürfen wir uns also wundern, wenn er bey juridischen Beweisgründen nicht lange verweilte?

Kritik.

In der traurigen Lage, worein Friedrich, durch seinen widerrechtlichen Einfall in Schlesien sowohl, als durch sein mit Frankreich, Sachsen und Bayern geschlossenes Bündniß, den Wiener Hof versetzt hatte, schrieb die verwittibte Kaiserinn, Karls VI. Gemahlinn, gebohrne Prinzeßinn von Braunschweig-Blankenburg, an den Prinzen Ferdinand von Braunschweig, der in preußischen Diensten stand, zween Briefe, worinn sie ihren Neffen, nach einem kleinen Verweis, warum er wider seine Verwandte die Waffen führe, bittet, den König von

Preußen auf menschlichere Gesinnungen gegen ihre Familie zu bringen. Friedrich führt diese Briefe in seinen Schriften auf, und beleuchtet sie mit einer Kritik, die seiner Gelehrsamkeit Ehre macht.

Es ist wahr, diese Briefe sind voll Fehler; bedenkt man aber, daß die Dame, die sie schrieb, nur die Lage ihres Herzens schildern, nicht aber als Schriftstellerinn glänzen wollte — bedenkt man, daß sie keine französische Dichterinn war, noch nach Ruhm unter den Gelehrten geizte — bedenkt man, daß sie ihre Gedanken auf das Papier hinwarf, und an ihren Bestimmungsort schickte, ohne sie zuvor von einem Gelehrten in Ordnung bringen zu lassen — bedenkt man endlich noch, daß diese Prinzeßinn es nicht voraussehen konnte, daß Friedrich diesen Briefen einst eine Stelle in seinen unsterblichen Werken anweisen würde, so wird man ihr diese Fehler gern verzeihen. Wie nachsichtsvoll wir in diesem Punkte selbst gegen Friedrich seyn müssen, sehe man unter dem Worte Litteratur.

„Was uns in unserm Unglücke tröstet — heißt „es im zweyten Briefe — ist: daß Gott mehr als einen „Pharao in das rothe Meer stürzen wird, und unsere „falschen verstellten Freunde zu Schanden machen wird. „Es ist nicht möglich, daß die meisten Menschen noch „einen Gott glauben. Das ist wahr: der falsche Schein „hat mich nicht eingeschläfert; ungeachtet der Kurfürst „von Bayern uns die Franzosen auf den Hals gezogen „hat, und mich itzt von hier vertreibt, so halte ich ihn „doch für einen würdigen Fürsten. Denn er hatt nicht

„ge-

„geheuchelt, und ist nicht falsch gewesen, er hat sich „gleich anfangs entdeckt, und ist ganz ehrlich zu Werke „gegangen — — — — — — — —

Der Stil dieser Briefe — sagt Friedrich im 1ten Bande, S. 163. — zeigt, wie schmerzhaft der Wiener Hof es empfand, daß die Preußen in Schlesien solche Fortschritte machten, und wie sehr dieser Hof nach Rache dürstete. Aber welche Logik! Wer das Haus Oesterreich angreift, der kann keinen Gott glauben!

Was Friedrich durch Ungerechtigkeiten, durch Betrügereyen und Gewaltthätigkeiten nicht erhalten konnte, suchte er durch Unwahrheiten zu erhalten. Finden unsere Leser in dem angeführten Briefe den falschen Schluß, den Friedrich daraus zieht? Nimmt die verwittwete Kaiserinn nicht den Kurfürsten von Bayern aus, ungeachtet er ihr Feind war? Gewiß hätte ihr Friedrich alle ihre Fehler verziehen, wenn sie ihn nur keinen zweyten Pharao genennt hätte! Diese Kaiserinn aber besaß mehr Logik, als Friedrich. Sie schloß so: Wer alles Gefühl für Recht und Billigkeit unterdrückt, das Gott in unsre Herzen gelegt hat, kann unmöglich einen Gott glauben. Nun aber hatte Friedrich durch seinen Einfall in Schlesien wider Natur- und Völkerrecht gehandelt; war es Unrecht, wenn sie ihn einen Gottesläugner nannte? Der Kurfürst von Bayern war auch ihr Feind: allein er handelte nach Recht. Er hatte gegründete Ansprüche an die Länder, die Karl der VI. seiner Tochter hinterlassen hatte. Was hatte Friedrich aber für ein Recht

an Schlesien? Das nämliche, welches ein Kartouchianer auf meine Börse hat, wenn er mich allein und ohne Vertheidigung auf der Strasse trift.

Künste.

Die Künste fanden an Friedrichen keinen Beschützer. In Berlin waren große Künstler; es konnte sich aber keiner rühmen, von ihm eine Gnade erhalten zu haben. Der große Tassart, ein berühmter Bildhauer, war nach Berlin gezogen, weil ihm der König versprochen hatte, daß er jährlich wenigstens eine Statue verfertigen lassen wolle. Dieser Künstler war zwölf Jahre in Berlin, und während dieser Zeit ließ der König nicht mehr als zwo Statuen verfertigen. Noch war die Bildhauerey eine von den Künsten, die Friedrich in etwas schäzte. — Bildeten sich geschickte Männer in den preußischen Staaten, so mußten sie ihr Glück bey auswärtigen Fürsten suchen. Friedrich unterstüzte sie nicht. Die Barberini kostete ihm zu viel — die verdammten Waden!

Lager bey Roßbach.

Soubise hatte bey Roßbach ein Lager geschlagen, das in einer der schlechtesten Lagen war. Beym Rekognosziren bemerkte Friedrich diese schlechte Stellung, und faßte den Entschluß, die Franzosen den folgenden Tag anzugreifen. Er ließ seine Armee noch vor Tages Anbruch aufbrechen. Als man in die Gegend kam, wo

man

man Tags vorher die Stellung der Feinde beobachtet hatte, fand man diese nicht mehr daselbst. Wahrscheinlich hatte Soubise Betrachtungen über die Mängel seines Lagers angestellt, und solches noch in der nämlichen Nacht verändert. Er hatte itzt seine Truppen auf einer Höhe ausgebreitet, vor welcher sich ein Graben befand. Sein rechter Flügel lehnte sich an ein Gehölz, welches er durch einen Verhau, und durch drey mit Geschütz besetzte Batterien befestigt hatte. Sein linker Flügel war von einem großen See umgeben, den man nicht umgehen konnte. Die preußische Armee fand sich zu schwach an Fußvolk, um einen so furchtbaren Posten bestürmen zu können; wäre der Widerstand nur etwas hartnäckig gewesen, so hätte man ihn nicht anders, als mit Aufopferung von 20000 Mann einnehmen können. Friedrich urtheilte, daß diese Unternehmung über seine Kräfte wäre, und ertheilte der Infanterie Befehl, durch ein sumpfiges Defile zu gehen, welches sich in der Nähe befand, um das Lager bey Braunsdorf zu nehmen: die Reiterey folgte ihr, und machte den Nachtrupp. Sobald die Franzosen sahen, daß sich die Preußen zurückzogen, ließen sie ihre Vorposten mit Geschütz vorrücken, und kanonirten viel, aber ohne Wirkung. Als sie dies bemerkten, hörten sie auf zu kanoniren. Auf einmal ließen sich alle ihre Spielleute und Trompeter, ihre Trommelschläger und Pfeifer hören, und machten den Preußen eine Musik, die sie gerne gegen die Kanonade vertauscht hätten. Die Franzosen schlugen den Preußen, die itzt mit einer langen Nase davonzogen, einen Generalmarsch, der Friedrichen gar nicht freyte. Er erzählt uns dieses spöttische Betragen der Franzosen im 3ten

Bande, S. 189. und 190. selbst so, wie wir es unsern Lesern hier mitgetheilt haben, und setzt hinzu: „So un„angenehm auch dieses Schauspiel für Leute war, die „nie einen Feind gefürchtet hatten; (welches S. V. eine „Unwahrheit ist) so mußte man es dennoch in diesen „Umständen mit gleichgültigem Auge betrachten, und „deutsche Kaltblütigkeit der französischen Ausgelassenheit „und Muthwilligkeit entgegensetzen.„ —

Daß die Franzosen Leute, die gekommen waren, um sie zu überfallen und niederzuhauen, mit Spötterenen statt der Säbel verfolgten, war äußerst leichtsinnig. Ein Glück für Friedrichen, daß sich die Franzosen nur mit Spott rächten! Jede andere Nazion würde sich empfindlicher an ihm gerochen haben.

Lakey.

Schon lange besteht in Sachsen die abscheuliche Gewohnheit, daß man die Lakeyen zu Aemtern befördert, denen sie nicht gewachsen sind. In den dresdner Kanzleyen findet man eine Menge solcher Leute. Ja es ist schon so weit gekommen, daß bey einer gewissen Kasse keiner angestellt wird, der nicht einige Jahre die Livree eines gewesenen Lakeys getragen hat. Diese Gewohnheit hat für den Staat die schädlichsten Folgen. Wer wird in einem Lande, wo man das Verdienst weder erkennt, noch belohnt, nach Kenntnissen streben? Wer wird Zeit und Geld auf Erlernung nützlicher Wissenschaften in einem Lande verwenden, wo Männer, die alle ihre

Kräfte

Kräfte aufboten, um sich zu nützlichen Staatsbürgern zu bilden, Leuten nachgesezt werden, deren ganzes Verdienst darinn besteht, daß sie ein Kleid ausbürsten können? — Künste und Wissenschaften werden nur dadurch befördert, daß man dem Verdienst Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Heißt das aber dem Verdienst Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wenn man es der Schuhbürste unterwirft? — Friedrich tadelt diese Gewohnheit im 1sten Bande, S. 62. und giebt uns durch sein Beyspiel weise Lehre, daß es leichter ist, die Gebrechen andrer zu bemerken, als die seinigen zu heben. Alle seine geheime Kabinetssekretärs waren ehemalige Schuhpuzer.

Landshut.

Laudon, der nämliche Laudon, dessen Phisiognomie unserm Friedrich nicht gefallen hatte, eröffnete im Jahre 1760 in Schlesien den Feldzug, und zeichnete sich durch Thaten aus, die dieses Helden würdig sind. Unter andern grief er den General Fouquet in seinem Lager bey Landshut an; machte ihn, nebst andern Generalen und 5000 Mann zu Gefangenen; und ließ Landshut von seinen Soldaten plündern. — Friedrich, der die unmenschlichsten Handlungen verübte, Sachsen so viele Jahre lang in Kontribuzion sezte, ganze Wälder niederhauen und verkaufen ließ, die Fabriken ausleerte, zu dem nämlichen Feldzug 1760. zehn tausend Rekruten aus Sachsen nahm, von Leipzig unter einem leeren Vorwande acht Tonnen Goldes erpreßte, die Hubertsburg an Juden verkaufte — dieser Friedrich sagt in seinen

hin-

hinterlassenen Werken, im 4ten Bande, S. 78. die Oesterreicher hätten den bey Landshut erhaltenen Vortheil wie Barbaren benützt. —

Laune.

Die Laune war eine Gottheit, die Friedrich über alles verehrte. Nach Laune vertheilte er die Gnaden — nach Laune vergab er die Aemter — nach Laune sprach er Sentenzen — nach Laune ließ er Spießruthen laufen — nach Laune ließ er henken — nach Laune schickte er nach Spandau — nach Laune schrieb er seine Geschichte. Wie nennt man einen Monarchen, der stets nach Launen, nie nach den Gesetzen, nach Recht und Billigkeit handelt? — Ich glaube: Tirann!

Lebensmittel.

Auffallend ist es, daß Friedrich seine Unthätigkeit in dem Felde immer mit Brodmangel entschuldiget. Wenn sein Vorgeben wahr ist, so müssen die Preußen in dem Feldzuge 1744. länger als 40. Tage gefastet haben. Man lese nur die Geschichte dieses Feldzuges, die im 2ten Bande s. hinterl. Schriften steht. Beynahe auf jeder Seite klagt er über Brodmangel. Gehört etwan die Aushungerung seiner eigenen Völker unter die Eigenschaften eines großen Generals? Friedrich der Große hätte, wenn er selbst keine hinlänglichen Magazine hatte, keine Kriege anfangen sollen; denn auf Kosten des

Fein=

Feindes allein eine Armee erhalten zu wollen, ist zu unsicher, als daß sich ein geschickter General darauf verlassen sollte. — Diese Nachlässigkeit in Errichtung hinreichender Magazine setzte Friedrichen nicht allein den ganzen Feldzug hindurch außer Stand, etwas Entscheidendes zu unternehmen, sondern er beförderte dadurch auch die Deserzion. Leute, die er mit der Bedingung angeworben hatte, daß er sie erschiessen lassen wollte, waren vollkommen berechtiget, davon zu laufen, sobald er sie der Gefahr aussetzte, zu verhungern.

Liebe.

Die Liebe — in der edlern Bedeutung dieses Wortes — dieses sanfte Gefühl, das zwo Menschenseelen mit unauflöslichen Banden vereinigt; den Mann zu großen Thaten entflammt, um sich der Achtung des Weibes werth zu machen — diese Liebe kannte Friedrich nicht. Diesen Mangel suchte er mit dem Umgange feiler Dirnen zu ersetzen, deren Gunstbezeigungen er erkaufte, um seine thierischen Triebe zu befriedigen. Doch seine geschwächte Gesundheit, eine unnennbare Krankheit, und besonders der Verdruß über das Schicksal seiner haar- zahn- und kraftlosen Geliebten, die auf Befehl seines Vaters vom Henker gestäubt worden war, machten, daß er endlich auch dieser Art Liebe entsagte. Von dieser Zeit an schien er alles Gefühl für das schöne Geschlecht verloren zu haben. Seine Abneigung gegen dasselbe wuchs mit den Jahren, und stieg am Ende so hoch, daß er sogar seinen Bedienten den Umgang mit Frauenzimmern untersagte.

Frie-

Friedrich verdiente den Namen eines Weisen, wenn er mit seiner Liebe zugleich auch den Hang zur Wollust ausgerottet hätte. Die leeren Augenblicke, glaubte Friedrich nun nicht besser, als mit der sokratischen Liebe ausfüllen zu können. Statt, daß er seinen Hang nach einem wollüstigen Leben hätte unterdrücken sollen, gab er ihm nur eine andere Richtung. Was sonst ein Weib gethan hatte, verrichtete nun ein Page. — In dieser Rücksicht hatten seine Lobredner Recht, wenn sie ihm den Namen eines Weisen gaben.

Litteratur.

Friedrich konnte keine Zeile ohne orthographische Schnitzer schreiben. Der deutschen Sprache bediente er sich selten, und nur in Fällen, die es schlechterdings erforderten. Da er wenig gute deutsche Schriften gelesen hatte, so bediente er sich sowohl im Reden, als im Schreiben der gemeinsten und pöbelhaftesten Ausdrücke. Will man sich von seiner deutschen Sprachkenntniß einen richtigen Begriff machen, so lese man die Randglossen, die Herr Büsching in seinem Karakter Friedrichs des Großen gesammelt hat. Fehler wider die Orthographie und Sprachlehre, und gemeine niedrige Ausdrücke, sind so mit einander verwebt — folgen so gedrängt auf einander, daß man gar nicht begreift, wie der undeutsche Friedrich ein Werk über die deutsche Litteratur schreiben konnte. — In der französischen Sprache reichten seine Kenntnisse nicht viel weiter, wie wir gleich aus einem eigenhändigen Schreiben unsers Frie-

drichs

drichs sehen werden. Menschen haben bisweilen ihre Grillen. Friedrich verfiel auf die Grille, französische Verse machen zu wollen — der drolligste Einfall, der je einem Könige durch den Kopf gefahren war. Friedrich, so wenig er auch Talente zur Dichtkunst besaß, so eingeschränkt auch seine Kenntnisse der französischen Sprache waren, setzte seinen Entschluß ins Werk, und fieng an zu singen, so stark zu singen, daß allen denen, die nicht wußten, daß es Friedrichs Gesang war, die Ohren davon gellten. Jede Sache findet in der Welt ihre Vertheidiger, und Friedrichs Versen konnte es um so weniger daran fehlen, da ihr Verfasser ein König war. Es gab Leute, die von einer Ode, welche ihnen Friedrich vorlas, bis in den Dichterhimmel entzückt wurden, und des Dichters unsterblichen Namen dicht neben den Namen der Virgile, Horaze und Ovide im Tempel des Rufs schon im Geiste glänzen sahen. — Voltaire urtheilt ganz anders. Friedrich hatte ihn an seinen Hof gezogen, und ihm das mühsame Geschäft aufgetragen, seine Verse auszubessern. Diese Arbeit fiel Voltairen nach einiger Zeit so beschwerlich, daß er die Verse, die ihm der König zum ausbessern gab, nur des Königs schmutzige Wäsche nannte, die er waschen müsse. Wir sehen hieraus, daß Friedrich seinen Dichterruhm einzig und allein Voltairen zu verdanken hatte.

Den Ruhm eines Gelehrten besser zu behaupten, spickte Friedrich seine Reden mit lateinischen Brocken, die von seinen Kenntnissen in der lateinischen Sprache einen unwidersprechlichen Beweis ablegen. Beati po-

se-

sedentes — Stande pede morire — Caput orbem (so nennte er den Kaiser) Beatus pauperes spiritus — waren bey ihm Gemeinsprüche, die er beständig im Munde führte.

Verstand Friedrich wenig von der deutschen, französischen und lateinischen Sprache, so war er auch eben so wenig im Stande, über Werke der Kunst und des Geschmacks ein richtiges Urtheil zu fällen. Unsern Lesern zu zeigen, daß wir nichts vorausschicken, was wir nicht mit unwiderleglichen Beweisen belegen könnten, wollen wir ihnen einen Brief mittheilen, so wie er aus des Königs eigener Feder geflossen ist.

J'ai lu cet Essai de traduction de Tacite que vous m'envoyés contre le quel il n'y a rien a dire, mais c'est la Description de moeurs des germains, ce n'est pas ce quil y a de Difficile de traduire, mais son stile sentencieux, et energique, dont il trace en peu de mots les caractéres et les vices des Empereurs romains, que les traducteurs s'essayent sur la Vie de Tibere d'un clode, ce stile laconique et pitoresque en meme tems ou au moien de deux mots il exprime tant de choses est ce qui merite l'Imitation de nos auteurs. Peu de paroles et beaucoup de sens. Voila ce que nos Ecrivains doivent se prescrire comme la Regle Inviolable de leurs productions.

Tot Verbas tot spondera.

Je vous demande pardon de ce que mon ignorance a la hardiesse de citér du latin a votre sapiance, mais c'est une presomtion que j'espere vous pardonerai.

Fréderic.

Friedrich lobt in diesem Briefe gerade das an Tacitus, was die Gelehrten einstimmig an diesem Geschichtschreiber tadeln — seinen sentenzvollen, gezwungenen Stil. — Wer kann diesen Brief lesen, und Friedrich noch für den Verfasser der Werke halten, die unter seinem Namen erschienen sind? Will man ihn auch für den Verfasser dieser Schriften halten, so zeigt doch der angeführte Brief deutlich, daß Friedrich irgend einem Gelehrten seine historische Wäsche übertragen mußte, wenn sie nicht so schmutzig, als sie aus seinen Händen kam, in der Welt erscheinen sollte. Friedrich hat nicht einmal den Stoff zu seiner Geschichte selbst gesammelt. Zieht man die fremden Arbeiten von seinen Werken ab, so bleibt ihm nichts übrig, als seine Schnitzer, und das Hohngelächter der Spötter.

So sehr auch Voltaire an Friedrichs Versen gefeilt hat, so vermißt man doch noch das Feuer an ihnen, welches wahre Dichter begeistert, und von Skriblern und elenden Reimern unterscheidet. Sein Ausdruck ist matt, gezwungen und meist prosaisch. Seine Oden sind äußerst langweilig — zur Unterhaltung möchte ich sie niemanden empfehlen.

Von

Von seiner Geschichte habe ich meine Meinung schon anderswo gesagt. Nun fragt sichs: Wie hat sich Friedrich, bey aller seiner Unwissenheit, in der Welt den Namen eines Gelehrten erwerben können? Diese Frage mag Friedrich selbst beantworten. „Ich thue „alles mögliche — sagt er in seinen Morgenstunden — „um mir den Namen eines Gelehrten zu erwerben; und „es hat mir gelungen, denn, Gott sey Dank! man läßt „mich für einen Autor gelten. Da ich mich durchs „Schreiben von meinen Geschäften nicht abhalten lassen „will, so schreibe ich nicht eher, als bis ich nichts bes„seres zu thun weis, und um mir solches zu erleichtern, „unterhalte ich an meinem Hofe beständig einige „witzige Köpfe, die meine Gedanken in Ordnung „bringen. Ich begegne den Gelehrten, die zu mir „kommen, mit Achtung. Ihr habt es selbst gesehen, „liebster Vater! mit welcher Achtung ich Alembert auf „der Reise begegnete. Ich zog ihn täglich an meine „Tafel, und überhäufte ihn mit Lobsprüchen. Ihr „schient euch über mein Betragen zu wundern, ohne „die Ursache davon zu wissen. Dieser Weltweise, der „das Orakel von Paris ist, hat daselbst von meinen „großen Tugenden und Talenten gesprochen, und über„all öffentlich behauptet, daß ich alle Kennzeichen eines „wahren Helden und großen Königs an mir träge.„

Der ungelehrte Friedrich führte mit den berühmtesten auswärtigen Gelehrten einen gelehrten Briefwechsel, wo es ihm nun freylich nicht sowohl um Belehrung, als um Ruhm zu thun war. Seine Briefe waren mit den schmeichelhaftesten Lobsprüchen erfüllt.

Was

Was sollten sie ihm antworten? Konnten sie ihm etwas anderes, als schmeichelhafte Gegenkomplimente zurückschicken? Selten ist ein Gelehrter gegen das Lob, das man ihm ertheilt, unempfindlich. Seinen Ruhm zu erhöhen muß er demjenigen, der ihm Gerechtigkeit wiederfahren ließ, oft Kenntnisse zuschreiben, die er in der That nicht besitzet. Die Gelehrten, die ihrer Eigenliebe von einem Monarchen geschmeichelt sahen, mußten ihn, wenn sie nicht äußerst undankbar handeln wollten, mit gleichen Lobsprüchen reichlich überschütten, und für einen Autor gelten lassen — wofür Friedrich in seinen Morgenstunden Gott dankt, und zwar mit Recht!

Friedrichs Vorliebe zu der französischen Sprache erkaltete in etwas gegen seine letztern Lebensjahre. Die Ursache davon war, weil seine Gedichte in Frankreich den Beyfall nicht gefunden hatten, den Friedrich erwartete. Die Franzosen fanden an Friedrichs Versen die Schönheiten gar nicht, die der königliche Dichter an ihnen bewunderte; ja sie behaupteten sogar, Friedrich hätte zu halben Versen aus ihren besten Dichtern genommen, um sich die schwere Dichterrolle, die er so künstlich spielen mußte, zu erleichtern. Bey diesem Urtheile vermißte Friedrich die französische Artigkeit ganz. Auch war es ein ungalantes Urtheil, das hier die Franzosen über einen Dichter fällten, der sie und ihre Sprache sein ganzes Leben hindurch den Deutschen und Engländern vorgezogen hatte. Dem Dichter fehlt es an Reimen. War er zu verdenken, wenn er irgendwo schon fertige Reime fand, und sie nahm, um sich das

lange und am Ende doch wohl fruchtlose Suchen zu ersparen? —

Sich an seinen Halbbrüdern einigermassen zu rächen, schrieb Friedrich, nach der im J. 1776. überstandenen Todesgefahr, an d'Alembert: „Das viele schlechte Zeug, das sie mir aus Frankreich schicken, „hat mir den Geschmack am Lesen ganz verdorben. Ich „bin nun alt; für mich schickt sichs nicht mehr, mit „solchen Gecken zu tändeln. Ich liebe das Gründliche; könnte ich meine Jugend wieder zurückrufen, so „verließ ich die Franzosen, und wendete mich zu den „Engländern und Deutschen. Ich habe viel erlebt, „mein lieber d'Alembert; ich habe erlebt, daß — — „Voltaire wie ein altes Weib schreibt.„

Voltaire hatte den König einen Versemacher genennt; konnte er da wohl anders, als ein altes Weib schreiben?

Lob und Tadel.

Friedrichs Geschichte ist — wie wir schon mehrmals gesagt und bewiesen haben — eine ununterbrochene Kette von Unwahrheiten und partheyischen Urtheilen. Die niedrigsten und schlechtesten Handlungen, wenn sie zu seinem Vorrtheil abzweckten, gewinnen durch seine Feder das Ansehen der größten und rühmlichsten Thaten; die gleichgültigsten und besten Unternehmungen aber werden von ihm mit dem Stempel der öffentlichen

Schmach gebrandmarkt, sobald sie seinem Interesse im Wege waren.

Der Abt Bernis, Minister der auswärtigen Angelegenheiten am französischen Hofe, hatte den wiener Traktat unterzeichnet, der die Höfe zu Wien und Versailles, die so lange Feinde gegen einander gewesen waren, mit einander wider Friedrich vereinigte. Unser Autor sagt im 3ten Bande, S. 307. dafür hätte man ihn zum Minister, und bald darauf zum Kardinal gemacht. Bernis änderte in der Folge sein System, und ließ sich, ohne Vorwissen seines Souveräns, ganz ingeheim mit dem Könige von England in Friedensunterhandlungen ein. Diese offenbare Treulosigkeit brachte ihn ums Ministerium. Er fiel in Ungnade, ward nach dem Bisthum Aix verwiesen, und Choiseul kam an seine Stelle. Nun höre man einmal Friedrichs Räsonnement hierüber! Am angeführten Orte sagt er von dem Kardinal Bernis: „Seine unbesonnenen Handlungen (seine Bemühungen, Oesterreich und Frankreich durch ein Bündniß zu vereinigen) hatten ihn erhoben, seine vernünftigen Plane (seine geheimen Friedensunterhandlungen mit dem Könige von England, der damals wider Frankreich, Oesterreich und Rußland mit Preußen alliirt war) stürzten ihn.„ — Daß er mit Vorwissen seines Monarchen zwey Häuser vereinigte, die so lange an ihrem beyderseitigen Untergange gearbeitet hatten, war — in Friedrichs Augen — unbesonnen; weil dadurch dem Könige von Preußen die Hilfe abgeschnitten war, die er außerdem von Frankreich wider Oesterreich hätte erwarten können; daß der Kardinal

dinal aber den Verräther spielte — waren vernünftige Plane, weil er bey ihrer Ausführung einen Feind weniger zu bestreiten hatte.

Vom Pabst Klemens den XIII. sagt Friedrich: Er könne vielleicht ein guter Priester gewesen seyn; er hätte aber keine von den Eigenschaften besessen, welche den römischen Fürsten nöthig sind, um ihre Staaten und die allgemeine Kirche zu regieren. Seine ersten Schritte im päbstlichen Regimente wären Fehltritte gewesen — —

Daß Klemens der XIII. dem Feldmarschall Daun einen geweihten Huth und Degen geschickt hatte, um diesen General für seine über Friedrich erfochtene Siege zu belohnen — war ein Fehltritt! s. Daun.

Der rußische Premierminister Bestuschef, von Friedrich bestochen, berief die Armee seiner Monarchinn, und ihren Befehlshaber zurück, ohne der Kaiserinn etwas davon zu sagen. Dieß war eine abscheuliche Verrätherey, die Friedrichs vollen Tadel verdient hätte. Er erwähnt sie zwar im 3ten Bande, allein er geht darüber hin, ohne sie weiter zu tadeln — weil sie zu seinem Vortheil geschehen war.

Das nenne ich einen unpartheyischen Geschichtschreiber!

Mätressen.

Friedrich, der den übeln Eindruck wieder verwischen wollte, den der breslauer Friedensschluß bey dem französischen Ministerium gemacht hatte, und seinen Gesandten zu Versailles, den Baron von Chambrier, zu einer solchen Unternehmung nicht für fähig genug hielt, schickte den Grafen von Rothenburg dahin. Dieser Graf brachte es beym Kardinale Tencin, beym Marschalle von Belleisle, beym Kriegsminister Argenson, bey Richelieu, und bey der Mätresse des Königs, daß sie sich für Friedrich erklärten.

Diese Bereitwilligkeit die preußische Parthey zu ergreifen, verdiente der Letztern in Friedrichs Schriften eine Lobrede, die sie außerdem gewiß nicht erhalten hätte. „Die französischen Truppen – sagt Friedrich im „2ten Bande, S. 74. — hatten, seitdem Ludwig der XIV. „nicht mehr an ihrer Spitze stand, keinen König mehr „als Anführer bey sich gesehen. Einige unglückliche „Feldzüge hatten das Heer muthlos gemacht; man „glaubte, daß die Gegenwart des Herrn noch der ein„zige Sporn sey, um den Trieb nach Ehre und Ruhm „bey den Truppen wieder aufzuregen. Eine Frau un„ternahm es, aus Vaterlandsliebe, Ludwig den XV. „aus dem unthätigen Leben, welches er führte, heraus„zureissen, und ihn hinzuschicken, daß er seine Armeen „befehligte; sie opferte die Angelegenheiten ihres Her„zens und ihres eigenes Glücks für Frankreich auf. „Das war Madame de Chateauroux. Sie redete mit

„solchem Nachdruck, ihre Ermahnungen, ihr Andringen „waren so lebhaft, daß der König sich entschloß, nach „Flandern zu gehen. Eine so großmüthige, ja selbst „heldenmäßige That verdient um so mehr einen Platz „in den Jahrbüchern der Geschichte, da die Mätressen, „welche ihre Vorgängerinnen waren, ihr Ansehen blos „zum Verderben des Königreichs angewandt hatten.„ —

Hätten unsre Leser wohl geglaubt, daß Friedrich — der izt das ganze schöne Geschlecht von ganzem Herzen haßte, und außer seinen Hunden und seinen schönen Pagen niemanden liebte — einer Mätresse eine solche Lobrede halten könne? Hier litt Friedrichs Weiberhaß eine Ausnahme. Madame de Chateauroux hatte ihm zu große Gefälligkeiten erwiesen, als daß er nicht hätte dankbar dafür seyn sollen. Der König von Frankrich, den Friedrich durch den breslauer Friedensschluß so schändlich hintergangen hatte, wollte nichts von einem Bündnisse mit Preußen hören. Friedrich bedurfte izt so vieler Hilfe als jemals — Frankreich versagt sie ihm — Friedrich ist verlegen — die Mätresse, die gut preußisch gesinnt ist, bringt ihrem königlichen Liebhaber gleiche Gesinnungen bey, und zieht dadurch Friedrichen aus derVer legenheit — war das nicht eine großmüthige, ja selbst heldenmäßige That? — Ich glaube, Friedrich hätte sie in diesem Augenblicke küssen können; sollte er ihr in seiner Geschichte einen Platz nicht anweisen, den sie mit so vielem Rechte verdiente?

Allein Ludwig der XV. hatte noch mehrere Mätressen, worunter ihn sogar einige in seinen Feldzügen be-

begleiteten; warum lobt Friedrich nicht auch diese? Liebten sie ihr Vaterland weniger als Madame de Chateauroux? Hätten sie den König nicht leicht in der Unthätigkeit erhalten können, wenn sie minder patriotisch gedacht, und ihr Privatinteresse dem Wohl ihres Vaterlandes vorgezogen hätten? Ist es nicht eine heldenmäßige That, wenn eine Dame ihre weichliche Lebensart mit den Unbequemlichkeiten eines Feldlagers vertauscht — um ihren Liebhaber nicht von der Bahn des Ruhms und der Ehre zurückzuhalten, wie sie leicht thun könnte, wenn sie ihre ganze weibliche Ueberredungskunst anwenden wollte? Verdienten solche Heldinnen — deren Frankreich mehrere aufzuweisen hat — keine Stelle in Friedrichs Geschichte? — Nein! — Und warum nicht? — Weil sie nicht gut preußisch gesinnt waren! —

Acht Jahre hatte der Krieg gedauert, der nach dem dresdner Frieden zwischen Oesterreich und England einer Seits, und Frankreich mit Spanien andrer Seits fortgesetzt worden war, als die kriegführenden Mächte, des ewigen Haders müde, mit Ernst an den Frieden dachten, und ihn endlich zu Aachen unterzeichneten. Ludwig der XV. wollte lange nichts von Frieden hören. Seine Mätresse, Madame de Pompadour, wendete ihr ganzes Ansehen an, das sie über den König hatte, um ihn zum Frieden zu bewegen. Schmeicheleyen — Bitten — Thränen — keine von all den Künsten, die Weiber in dergleichen Fällen so geschickt anzubringen wissen, ward gespart, um ihrem Vaterlande, das durch einen so langwierigen und anfangs ziemlich unglückli-

chen Krieg ganz erschöpft war, die Ruhe, der es zu seiner Erholung so sehr bedurfte, wieder zu geben. Fürsten versöhnen — ihnen, statt der Gesinnungen des Hasses und des Blutvergiessens, Gesinnungen der Liebe und des Friedens einflössen — sind in den Augen des Menschenfreundes weit glänzendere Thaten, als diejenige war, die Friedrich an der Chateauroux preiste. Und dennoch — o des unpartheyischen Friedrichs! — setzt unser Geschichtschreiber in seinen Werken dieser ein Denkmal, und der Pompadour eine — Schandsäule! Von dieser Letztern sagt er im 3ten Bande, S. 36 und 37. „Madame de Pompadour besorgte, daß Ludwig der XV. „durch die Fortsetzung des Kriegs dürfte genöthiget werden, sich alle Jahre an die Spitze seines Heeres zu „stellen. Für Günstlinge und Mätressen sind die Abwesenheiten gefährlich; sie sah ein, daß, um das Herz „ihres Geliebten sich getreu zu erhalten, sie jeden Vorwand aus dem Wege räumen müsse, der ihn von ihr „trennen könnte: mit einem Worte, sie sah ein, daß „man den Frieden schliessen müsse; und von dem Augenblicke an arbeitete sie aus allen Kräften daran. „Auf allen Fall — sagte sie zum bevollmächtigten Minister, der von Versailles nach Aachem zum Friedenskongreß geschickt wurde — seyn Sie eingedenk, nicht „anders als mit dem Frieden zurückzukehren; der „König verlangt ihn durchaus.„ —

Wer sieht die Bemühungen nicht, die Friedrich anwendet, um die rühmliche und wahrhaft große That, welche die Pompadour damals ausübte, in einem falschen Lichte vorzustellen? — Aufrichtiger würde Friedrich

drich gehandelt haben, wenn er gesagt hätte: Ich kann die Pompadour nicht leiden — es war ein abscheuliches Weib; denn sie hat ihren Liebhaber, Ludwig den XV. dahin vermocht, daß er, statt der 24000 Mann, die er anfänglich wider mich schicken wollte, eine Armee von 100000 Mann über den Rhein gehen ließ, um in dem siebenjährigen Kriege mit den Truppen der übrigen wider mich verbundenen Mächte gemeinschaftlich zu agiren.

Dieß hatte Madame de Pompadour gethan, um sich wegen einigen Spöttereyen an Friedrich, dem Erzspötter, zu rächen.

Manifeste.

Friedrich sagt im 3ten Bande, S. 53. wenn Fürsten es zu einem Bruch kommen lassen wollen, so ließen sie sich durch den noch zum Manifeste fehlenden Stoff nicht abhalten, und überließen einem arbeitsamen Rechtsgelehrten die Sorge, sie zu rechtfertigen. Daß doch Friedrich seine niedrige Denkungsart und seine Politik so gern auch andern Fürsten andichten will! Wenn er, statt Fürsten, Friedrich geschrieben hätte, dann möchte er Recht haben; denn er hat diesen Grundsatz sein ganzes Leben hindurch befolgt. s. Krieg. Auch hätte er keck behaupten können, daß es einem Friedrich nie an Stoff zu Manifesten fehle. Er hatte keine gegründete Ursache, im J. 1756. mit einer Armee in Sachsen einzudringen; gleichwohl behaupteten seine Manifestmacher, er habe diesen Schritt thun

müssen,

müssen, um dem Könige von Pohlen, der ihn in seinen Staaten hätte angreifen wollen, zuvorzukommen. Der König von Pohlen hatte nicht einmal so viele Truppen, daß er der preußischen Armee das Eindringen in Sachsen hätte verwehren können — und soll den König von Preußen in seinen Staaten haben angreifen wollen! Welch eine unwahrscheinliche Lüge! Man lacht bey dieser Gelegenheit über die preußischen Manifestmacher, daß sie des Königs Einfall in Sachsen nicht Einfall, Einbruch, Angriff, oder Eroberung nennen wollten. Sie vermieden alle diese Ausdrücke sorgfältig, und behaupten, ihr König habe das Kurfürstenthum Sachsen nur in Verwahrung genommen. Friedrich nahm dieses Land in Verwahrung, wie Schlesien, um es gegen seine Feinde zu schützen. Billigermassen mußten ihm die Einwohner Schutzgeld zahlen — auch der König von Pohlen mußte das Seinige beytragen, und dem großen Friedrich seine Kassen so lange überlassen, als es diesem gefiel, ihm seinen Schutz angedeihen zu lassen. Wenn Friedrich bald darauf auch die sächsische Armee in Verwahrung nahm, und unter seine Truppen vertheilte, so geschah es blos aus der wohlgemeinten Vorsicht, damit diese sächsischen Helden von den Preußen nicht erschossen würden.

Im zweyten schlesischen Kriege hatte sich Friedrich für seine Armee den Durchzug durch Sachsen erbeten; ehe aber König von Pohlen mit ihm über die Maaßregeln einig werden konnte, die man ergreifen wollte, um den Unterthanen doch so wenig Schaden, als möglich, zu machen, stand Friedrich mit seinem Heere schon in

der

der Gegend von Dresden, und lebte — ohngeachtet er versprochen hatte, daß alles bezahlt werden sollte — auf Kosten des Landes. Diesen Schritt zu vertheidigen, überließ Friedrich abermals seinen Manifestmachern, und diese bewiesen es auf eine recht gelehrte Art, daß allerdings ein König mit einem Kriegsheere als Freund in ein fremdes Land ziehen — auf Kosten der Einwohner leben — und alle Arten von Feindseligkeiten begehen könne!

Maskerade.

Nach jenem für die Preußen so unglücklichen Feldzug im J. 1761. kam im Oktober eine Gesandschaft vom Tartarkan im Lager bey Strehlen an. Alle preußischen Geschichtschreiber sagen, daß dieß eine blosse Maskerade war, die Friedrich angestellt hatte, um in seinen Truppen, die von den vielfachen Schlägen, die sie bekommen hatten, ganz muthlos waren, den Trieb nach Ehre und Ruhm wieder aufzuregen. Friedrich allein behauptet im 4ten Bande, S. 240. u. f. es wäre eine wirkliche Gesandschaft gewesen, und sagt: der Gesandte hätte sein Beglaubigungsschreiben überreicht — der Gegenstand dieser Gesandschaft wäre eine Bündniß zwischen dem preußischen Kan und dem Kan der Tartarn gewesen. — Letzterer hätte ihm gegen Subsidiengelder 16000 Mann Hilfstruppen angeboten — man wäre damals preußischer Seits gerade nicht in einer Verfassung gewesen, dergleichen Anerbietungen ausschlagen zu können — man hätte den Gesandten mit Geschänken überhäuft,

häuft, und ihn bey seiner Abreise von einem jungen Herrn von Golz begleiten lassen, um die Vollziehung dieser Verabredung zu beschleunigen — nach der Zeit wäre ein neuer Abgeordneter vom Kan nach Breslau gekommen — und hätte alle Versprechungen des vorigen beståttiget, u. s. w. u. s. w.

Unsre Leser sehen hieraus, was für Wahrheiten Friedrich in seiner Geschichte vorträgt. Daß er sich dieser Maskerade bedient, um seinen Truppen Muth zu machen, ist ihm zu verzeihen; daß er aber der Welt offenbare Erdichtungen für Wahrheiten verkaufen will — das ist abscheulich!

Maxime.

Voltaire schickte dem Salomo aus Norden, nach seinem widerrechtlichen Einfall in Sachsen, ein Gedicht, worinn er ihm sein schlechtes Verfahren auf das lebhafteste vorstellte. Es heißt darinn: „Europa ertönt „vom Gebrülle deiner Donner. Deine Hand schwingt „die Fackel der Zwietracht — — Unglücklicher! siehst „du die Klüfte nicht, die unter deinen Tritten die Erde „spalten? — — Zween schreckliche Nebenbuhler sind „von dir aufgereizt. Ihr Stahl ist schon geschliffen. „Ihr Donner wird dich treffen, wie ein Lichtstral. Bedauernswürdiger Monarch! einen Tag zu viel hast du „gelebt. In diesem Augenblicke verläßt dich deine Weisheit, und du verlierst deinen Ruhm. Du bist nicht „mehr der Held, dem Siege folgten; du bist nicht mehr

„der

„der Weltweise, um den die schönen Künste sich ver-
„sammelten. Du bist nichts mehr, als ein stolzer Krie-
„ger, der, die Fackel in der Hand, sich gewaltsam ei-
„nen Weg öffnet — Städte verwüstet, beraubt, ver-
„brennt — die Rechte der Könige verletzet — die Na-
„tur — beleidigt — und die Gesetze zum Schweigen
„bringt.„ — —

Friedrich war, nach Lesung dieses Gedichts, äu-
ßerst wider Voltaire aufgebracht. Da er aber ihn nicht
mehr, wie ehedem in Frankfurt, habhaft werden und
sich rächen konnte, überdieß auch durch geheime Ursa-
chen zur Mässigung gegen einen Mann gezwungen wur-
de, dem er seinen ganzen Dichterruhm zu verdanken hat-
te, so schickte er ihm eine Gegenepistel, und entschul-
digte sein Verfahren mit einer Maxime, die seiner Po-
litik und seinem Herzen — wenn er ein Herz hatte —
gleiche Ehre macht. Er sagt nämlich: Ein König
müße nicht als Privatmann, sondern als König
denken, leben und sterben. Vergleichen wir Friedrichs
Leben und Thaten mit dieser Maxime, so finden wir,
daß diese Worte nichts anders sagen können, als: Ein
König — nämlich wie ich — muß nicht wie ein ehrli-
cher Mann, sondern wie ein . . . . . . denken, leben
und sterben.

Meineid.

Friedrich, der den Grundsatz hatte, ein König dürfte
sein Wort nicht länger halten, als es sein Privat-
in-

interesse erfordert, tadelt im 3ten Bande, S. 121. u. f. den König von Pohlen, daß er seine Offiziers sowohl, als die Gemeine, die Friedrich bey Lilienstein gefangen und unter seinen Fahnen vertheilt hatte, von dem ihm gethanen Eide der Treue lossprach. „Die Königinn „von Pohlen — sagt Friedrich in der angeführten Stel„le — unterhielt einen gefährlichen Briefwechsel mit den „Feinden des Königs. Dabey aber ließ sie es noch „nicht bewenden; denn sie schickte heimliche Kundschaf„ter zu allen Besatzungen, wo der König neue Regimen„ter von den gefangenen Sachsen errichtete; und ließ „dieselben zum Aufruhr, zur Empörung, und zum Aus„reissen ermuntern. Viele wurden von ihr verführt, „und sie war Schuld, daß zu Anfange des Feldzuges „ganze Korps sich empörten, und zu den Feinden über„giengen. Der König von Pohlen und seine Bundsge„nossen hatten die Absicht, diese Korps in Ungarn wie„der herzustellen, und sie wieder in die Verfassung zu „setzen, in welcher sie sich vor ihrer preußischen Gefan„gennehmung befanden. Sie brachten Soldaten zu„sammen, allein da es ihnen an Offizieren fehlte, so „nahmen sie ihre Zuflucht zu einem Mittel, welches in „der Geschichte von Seiten weltlicher Fürsten ohne „Beyspiel ist. Die sächsischen Offiziers wurden von ih„rem Ehrenworte, welches sie den Preußen gegeben hat„ten, ferner nicht wider sie zu dienen, entbunden, und „mehrere Offiziers waren niederträchtig genug, um zu „gehorchen. — — Dieses Verbrechen, welches zu Mei„neiden berechtiget, war bis itzt blos von einigen ehr„süchtigen und unversöhnlichen Oberpriestern begangen „worden; nie aber von Königen, bey denen man Treue

„und

„und Redlichkeit wieder finden sollte, wenn sie auch von „der übrigen Erde verbannt wäre.„ —

Unmöglich kann ein redlicher, wahrheitliebender Mann diese Stelle lesen, ohne für ihren Verfasser den größten Unwillen und die äußerste Verachtung zu fühlen! — Friedrich, der Natur, und Völkerrecht mit Füssen trat — die heiligsten Verträge und Friedensschlüsse brach — in seinen Morgenstunden die Staatskunst Betrügerey nennt, und sich mit dem Gedanken tröstet, daß es immer noch ehrliche Leute giebt, die sich ein System von Redlichkeit gemacht haben, folglich leicht zu hintergehen sind — dieser Friedrich will andere des Meineids beschuldigen! — Wahr ist es, daß Könige ihr Wort halten sollten; man sage mir aber nur ein einziges Beyspiel, wo es Friedrich gehalten hätte? Waren die sächsischen Truppen, die er mit Gewalt unter seine Fahnen steckte, verbunden, den Eid zu halten, den er ihnen abgezwungen hatte? — Falsch ist es, daß die Königinn von Pohlen diese Truppen zum Aufruhr, zur Empörung, und zum Ausreissen verleitet hätte. Sie erkannten Friedrichs Ungerechtigkeit zu deutlich — liebten ihr Vaterland zu sehr, als daß sie wider dasselbe die Waffen hätten tragen sollen. Friedrich sagt, man hätte diese Truppen zum Meineid verleitet. Wenn sie jemand dazu verleitet hat, so war es Friedrich. Hat er sie nicht durch seine Gewaltthätigkeit dahingebracht, daß sie den Eid der Treue, den sie ihrem rechtmässigen Oberherrn geschworen hatten, brechen, und ihm einen neuen schwören mußten? — Von Friedrich kann man sagen, daß er Leute meineidig gemacht hat. Auf wessen

Veranlassung berief Bestuschef die rußische Armee zurück, ohne seiner Monarchinn etwas davon zu sagen? Wer hatte den kaiserlichen Legazionssekretär in Berlin bestochen? Wie kam es, daß ein sächsischer Kabinetsekretär alle Depeschen, die an seinen Hof einliefen, in Abschrift nach Berlin schickte? Alle diese Leute hatten ihre Souveräns beym Antritt ihrer Aemter einen Eid schwören müssen, daß sie ihnen treu dienen, und die ihnen anvertrauten Geheimnisse verschweigen wollten. Friedrich bestach sie, und machte sie dadurch zu Meineidigen — zu Verräthern. Friedrich prahlt hier mit Gesinnungen, die er nie gehabt hat, wenn er spricht: bey Königen sollte man Treue und Redlichkeit wieder finden, wenn sie auch von der übrigen Erde verbannt wäre. — Ein Offizier, der sein Ehrenwort bricht, um seine Pflicht zu erfüllen, kann keiner Niederträchtigkeit beschuldiget werden. Die Treue, welche bey dieser Gelegenheit die Sachsen gegen ihr Vaterland und gegen ihren rechtmässigen Oberherrn bewiesen haben, verdient in den Jahrbüchern der Geschichte verewigt und allen Zeiten und Völkern zum Muster ächter Vaterlandsliebe aufgestellt zu werden. — Friedrich würde das — was er itzt Meineid nennt — gewiß gelobt und bewundert haben, wenn die Tausende, die ihm immer von seinen eigenen Landeskindern davonliefen, und sich freywillig bey den feindlichen Heeren engagirten, zurückgekommen wären. Da wäre an keinen Meineid gedacht worden — ungeachtet sie wahre Meineidige gewesen wären, wenn sie einen freywilligen Eid wieder gebrochen hätten.

Melancholie.

Was den Weisen von den gewöhnlichen Erdensöhnen unterscheidet, ist seine feste unerschütterliche Standhaftigkeit, der ihn in jedem seiner Schicksale in gleicher Stimmung erhält. Kein Glück, wäre es auch das höchste, was ein Mensch hienieden erreichen kann — macht ihn stolz und übermüthig; kein Unglück ist im Stande, seine große Seele zu erschüttern. Ist dieses wahr, so sehen wir gar nicht ein, wie Friedrich den Namen eines Weisen erhalten konnte — Er, den ein schwacher Glücksstrahl äußerst stolz und übermüthig machte — ein kleiner Unfall zur Verzweiflung trieb. Schien er bisweilen im Glücke Mäßigung zu haben, so hatte sie ihm nur die Furcht vor einer zweifelhaften Zukunft eingeflößt, und sie verschwand, sobald sich die Wolke, die ihn in Ungewißheit gesetzt hatte, zertheilte, und ihm angenehme Aussichten zeigte. In einem Briefe, den er im siebenjährigen Kriege der Kaiserinn, Maria Theresia, geschrieben hat, heißt es: „Sie werden sehen, daß sie Ihre Länder „ins Verderben stürzen — daß Sie an vielem Blut„vergiessen Schuld sind — und daß Sie den nicht über„winden können, der mit Ihnen die Welt würde zit„tern gemacht haben, wenn Sie ihn zum Freund hät„ten haben wollen.„

„Ich schreibe Ihnen aufrichtig und offenherzig, „und wünsche, daß es den Eindruck machen möge, den „ich erwarte. Wollen Sie es aber aufs äußerste an„kommen lassen, so werde ich alles unternehmen, was

„in

„in meinen Kräften steht. Unterdessen versichere ich „Sie, daß ich in Ihnen ungern eine Prinzeßinn zu „Grund gehen sehe, welche die Bewunderung der Welt verdient.„ —

Hat man je eine so stolze Sprache von einem Weisen gehört? Doch dieser im Glück so übermüthige Friedrich sank im Unglücke in eine Kleinmüthigkeit, die an Verzweiflung gränzte. Das geringste unangenehme Lüftchen, das ihn anwehte — ein Hauch war, vermögend die Saiten seines Herzens zu verstimmen. In einer solchen Stimmung mag er wohl die Dissonanzen niedergeschrieben haben, die wir im 6ten Bande, S. 240. finden. Er klagt in dieser poetischen Epistel über die Unbeständigkeit des Glücks, und beschließt seine Jeremiade mit den Worten: *Mir zeigt das Beyspiel manches Sokrates den offnen Pfad zur Unterwelt.*

In der gleich daraufolgenden Epistel an den Marquis d'Argens sagt er: „Nun ist das Loos geworfen, „Freund! ermüdet von dem Schicksale, das mich quält, „ermüdet von der Last des Unglücks, das mich beugt, „verkürze ich nun das Ziel, das unsre Mutter, die Na„tur, für meine leidenvollen Tage mit allzumilder Hand „bestimmte. Mit festem Herzen, mit unverwandtem „Blicke nahe ich mich dem beglückten Haven, der mich „vor des Schicksals Stürmen sichern wird — — — „Nun dringe ich in jenen Rachen ein, der ohne Unter„schied den Hirten wie den Fürsten zu dauerhaften Frie„den überführt.„ —

Wo

Wo ist hier die Standhaftigkeit des Weisen? — Friedrich weis kein Mittel wider die Unbeständigkeit des Glücks, als den Tod. Er war fest entschlossen sich zu ermorden — aber seine Verse retteten ihm das Leben; ein Beweis, daß keine Sache in der Welt ist, die, wenn sie auch noch so schlecht wäre, nicht ihren Nutzen hätte. Friedrichs Verse hatten für ihn den großen Nutzen, daß sie die bösen Dünste, die sich in seinem Kopfe sammelten, an sich zogen — seine Schwermuth verscheuchten — und die Gedanken an Tod und Grab aus seiner düstern Seele wegwinselten. Auch für uns sind sie nicht ganz ohne Nutzen — wir können uns ihrer statt des Opiums bedienen, und uns den heilsamsten Effekt davon versprechen.

Menschenliebe.

Eine Tugend, die jeder Volksbeherrscher besitzen sollte — eine Tugend, die wir bey Friedrich ganz vermissen. Daß er die Hunde, und unter diesen besonders die Windspiele, geliebt hat, wissen wir; daß er aber Menschenliebe ausgeübt hätte — davon haben wir kein Beyspiel. Friedrich — der die Unterthanen nur für Spielmarken hielt, und der Meinung war, andre Menschen wären lediglich darum auf der Welt, daß sie seine Leidenschaften befriedigen sollten — kann unmöglich Menschenliebe besessen haben. Wer Friedrich den Großen nur nach seinen Worten, nicht aber nach seinen Thaten beurtheilt, wird ihn für den größten Menschenfreund unter der Sonne halten. In der Vorrede zu seinen

Wer-

Werken, S. 18. sagt er: „Das Traurigste bey dieser „Politik ist, daß sie mit Menschenleben ihr Spiel treibt; „und daß so verschwenderisch vergossenes Menschenblut „ganz unnütz vergossen wird. Denn, könnten endlich „durch den Krieg die Gränzen dauernd bestimmt, und „das unter europäischen Regenten so nöthige Gleichge„wicht der Macht festgesetzt werden, so ließen sich noch „die Umgekommenen als Schlachtopfer zum Besten der „öffentlichen Ruhe und Sicherheit betrachten. Aber, „man misgönne sich nur Provinzen, (wem fällt hie„bey Schlesien nicht ein?) so fort wird Europa in „entgegengesetzte Partheyen getrennt, und man fängt Krieg „an — —

In der Ode an seine Schwester von Braunschweig im 6ten Bande, S. 223. sagt er: „Welch Säkulum ge„bahr des Abscheues werthere Sitten, als unsre Zeiten, „die so reich an glänzenden Verbrechern sind? Wann sah „man, so wie jetzt, Monarchen ohne Mitleid gegen ih„ren Feind *), wie gegen ihre Völker? Nur Ehrsucht, „Stolz sind ihre Götter; ihrer Bürger Blut, das Strö„men gleich zu uns herniederfließt, läßt selbst nicht Au„genblicke nur sie trauern; sie sehen Tausend fallen, und „ihr kaltes Herz schenkt ihnen dennoch auch nicht einen „Blick.„

„Durch-

*) Man erinnere sich hier des Befehls, den Friedrich bey der zorndorfer Bataille seinen Truppen gegeben hat. Wir haben ihn unsern Lesern unter dem Worte Barbarey mitgetheilt.

„Durchschauet die Reihe aller Thaten, aller Krie„ge, der Kühnheit, und des Heldenmuthes Monumente; „sie zeigen niemals euch so viele Leichensaat, als nur in „einer unsrer Schlachten verstreuet ward. Diese mord„befleckte, blutgetränkte Erde, der Todten Schaaren, die „das Schwert dahingewürgt, verdoppeln meinen Schmerz, „und Leichenzüge decken unsre weitgepriesene Thaten mit „traurigen Cypressen.„

„Ihr grausamen Eroberer, ihr gründet euren ab„scheuwerthen Ruhm auf Blut, das ohne Werth euch „scheint. Sind denn die Menschen ein so niedriges Ge„schlecht, daß sie einander morden, so wie die Willkühr „der Tirannen es gebeut? und eure harte Herzen ver„achten, an Verbrechen schon gewöhnt, die Kriegesopfer, „die mit Edelmuth dem Tod sich weihen! In eurem „schandevollen Spiel verderbt ihr hundert Tausende, um „Staaten zu gewinnen!„ —

Wie gefallen ihnen diese Stellen? — Gut? — Also war Friedrich ein Menschenfreund? Ja, wenn ihn Worte dazu machen könnten, dann wäre er es; allein hier beweisen Worte nichts — Thaten müssen reden! Friedrich sah Tausende fallen, ohne davon gerührt zu werden. Er allein war die Ursache, daß so vieles Blut vergossen — unnütz vergossen wurde. Er war der Tirann, auf dessen Befehl die Menschen einander morden mußten. — Wie konnte er aber in seinen Schriften so viele Menschenliebe äußern, wenn er ein blosser Menschenwürger war? — Es ist leichter über Tugenden schöne Reden zu halten, als diese Tugenden aus-

üben. Friedrich kann alle diese Stellen — die so warme Menschenliebe verrathen — in keiner andern Absicht niedergeschrieben haben, als um bey der Nachwelt den Eindruck, den die Geschichte seiner Feldzüge auf sie machen könnte, auszulöschen, und ihr glauben zu machen, als sey er der Menschenwürger gar nicht gewesen, wofür man ihn erkennen wollte. Darum vermeidet er auch in seinen Schriften alles das sorgfältig, was ihn von seiner wahren Seite zeigen könnte — Es ist ein Kunstgriff, dessen Friedrich sich bedient, um von der Nachwelt ein günstiges Urtheil zu erschleichen. — Guter Friedrich! die Zeit, wo die Welt das glauben mußte, was du mit blauröckigten Argumenten beweisen konntest, ist vorüber. Deine Handlungen liegen vor den Augen der Völker — und richten dich! Sie richten dich, ohne sich von deinen schönen Worten bestechen zu lassen. Keine Heucheley, keine Verstellung — nichts kann dich ihrem gerechten Urtheile entziehen. Es ist schon gesprochen dieses fürchterliche Urtheil! Du schriebst es einst mit blutigen Zügen in die Herzen der Menschen — keine Zeit kann es daraus verwischen — und die entferntesten Jahrhunderte werden es noch lesen, daß Friedrich, den die Schmeichler einen Menschenfreund nannten, nichts, als ein Tirann war!

Menuet.

Schreyet nun noch ihr Pedanten — ihr Feinde menschlicher Freuden, daß der Tanz keine nützliche Erfindung sey! Friedrich der Große, der Held des achtzehnten Jahrhun-

hunderts, hat sein Schlesien mit lauter Menuets erobert! Sollte eine Erfindung, mit der sich Friedrich ein so schönes Herzogthum erworben hat, nicht unsern Beyfall verdienen? — Warum erhebt man aber Friedrichs Thaten so sehr, wenn er seine Eroberungen nur der Tanzkunst zu verdanken hat? Gehört denn ein so großer Heldengeist dazu, um einen Menuet zu tanzen?

Mistrauen.

Friedrich war äußerst mistrauisch. Setzt man bey einem übertriebenen Mistrauen ein Gefühl von Ungerechtigkeit voraus, so muß Friedrich sehr viele schlechte Handlungen auf seinem Herzen gehabt haben. — Die geringste Bewegung seiner Nachbaen schreckte ihn auf; alle Augenblicke fürchtete er, selbst mitten im Frieden, feindliche Ueberfälle — in seiner Einbildungskraft sah er schon die übrigen Mächte seine Länder unter einander theilen, und um seinen Adler das Loos werfen. War er um seine rechtmässigen Staaten so besorgt, was sollte er nicht für seine Ereberungen fürchten? — Nicht lange nach dem dresdner Friedensschluß kam in Nürnberg eine Schrift heraus, unter dem Titel: Politische Historie der Staatsfehler, welche die europäischen Mächte in Ansehung der Häuser Bourbon und Brandenburg begangen haben. Diese Schrift, die an vielen Orten öffentlich verkauft und begierig gelesen wurde, setzte Friedrich in eine große Verlegenheit, weil der Verfasser die Rechte und Forderungen Friedrichs an Schlesien auseinandergesetzt und bestritten hatte. Frie-

drich fand die Widerlegung dieser Schrift unmöglich, und gab sich alle nur erdenkliche Mühe, sie zu unterdrücken. Er beschwerte sich sogar auf dem Reichstage darüber, und verlangte, man solle dieses Buch durch den Henker verbrennen lassen. Ein Beweis, daß er die Gründlichkeit dieser Schrift eben so deutlich, als den Ungrund seiner Rechte und Ansprüche auf Schlesien, erkannte. Sein Mistrauen gegen seine eigenen Unterthanen war nicht geringer. Der entfernteste Umgang, den ein Mann mit der kaiserlichen Gesandschaft unterhielt, war im Stande, ihn beym König in Ungnade zu setzen — wäre er sonst auch der redlichste Mann gewesen. Der geheime Rath Ferber ward aus keiner andern Ursache enthauptet, als weil ihn Friedrich mit einem gefährlichen Briefwechsel in Verdacht hatte. Man konnte ihn nicht überweisen — nichts destoweniger ward er hingerichtet; des Königs Ruhe forderte dieses Opfer. — Gegen das Ende seiner Tage stieg Friedrichs Mistrauen so hoch, daß sich keiner seiner Person nähern durfte, den er nicht ausdrücklich verlangt hatte. — Friedrich glaubte an keine Strafen in jener Welt; und er hatte Recht. Konnte er von einem gütigen Gott fürchten, daß er ihn doppelt strafen würde? Hatte er nicht eine ganze Hölle in dem Innern seines Herzens? Wurde er nicht hier schon von seinem eigenen Gewissen gepeiniget? Jedes Laster, jedes Verbrechen bestraft sich selbst, und dieser Strafe kann sich auch ein Monarch nicht entziehen!

Mittel

Mittel.

Friedrich sagt im 1sten Bande, S. 227. der wichtigste Grund, der ihn zum Breslauer Friedensschluß bewogen hätte, wären seine erschöpften Finanzen gewesen. Es hätten sich kaum noch 1500000 Thaler im Schatze gefunden, und es wäre unmöglich gewesen, mit einer so geringen Summe die Zurüstungen zu dem folgenden Feldzuge zu bestreiten. — „Hilfe zu Anleihen gab es „nicht, setzt er hinzu, noch sonst eines der Mittel, wel„che in diesen Fällen die Fürsten der Länder ergreifen.„

Wenn Friedrich aufrichtig gewesen wäre, so würde er gesagt haben: Borgen wollte mir niemand, weil ich meine Schulden als Kronprinz nicht bezahlt hatte. Die Leute glaubten, ich würde das Geld, das ich als König borgte, eben so wenig bezahlen, als die Summen, die ich als Kronprinz aufgenommen hatte.

Wo war denn damals der große Münzmeister Ephraim? Kannte ihn Friedrich noch nicht? — Das war ein Mann! Ein göttliches Genie! — der einzige Sterbliche, der den wahren Stein der Weisen besessen hat — ein Mann, der Friedrichen aus manchem Geldmangel riß, und sich von Jugend auf den Wissenschaften gewidmet hatte, die, nach Friedrichs Meinung, einen guten Staatsmann bilden — ein Jude! s. Münze.

Mollwitz.

Dies ist der Ort, den Friedrich durch seine Tapferkeit in der Geschichte merkwürdig machte. Hier war es, wo er die erste Probe seiner künftigen Unerschrockenheit im Getümmel der Schlachten ablegte — und davon lief, sobald er nur den ersten Kanonenschuß hörte. s. Heldenmuth.

Friedrichs Ruhm leidet darunter nicht. Er bleibt darum doch ein großer Held, der Held des achtzehnten Jahrhunderts. Er trug alle Kennzeichen eines Helden an sich — war es seine Schuld, wenn sein Ohr, an eine sanfte Musik gewöhnt, den schrecklichen Donner jener fürchterlichen Feuerschlünde nicht vertragen konnte? — Friedrich ist bey uns gänzlich entschuldigt; daß er aber der Welt itzt glauben machen will, er habe dieser Bataille beygewohnt — das können wir ihm unmöglich übersehen!

Herr von Schulenburg machte an jenem merkwürdigen Tage, um das Dorf Herrndorf zu gewinnen, schwadronenweis eine Viertelschwenkung rechts; dies bemerkte Herr von Römer, und fiel mit 30. österreichischen Schwadronen auf die 10. Schwadronen, die Schulenburg kommandirte, und warf sie über den Haufen. Die erschrockene preußische Kavallerie flüchtete sich durch die Reihen der Infanterie, und würde sie ohne Zweifel niedergeworfen haben, wenn sie nicht auf die Flüchtlinge Feuer gegeben hätte. Friedrich war damals schon fern

vom

vom Schlachtfelde, gleichwohl behauptet er im 1sten Bande, S. 139. er hätte die Kavallerie wieder in Ordnung bringen wollen, und wäre von ihr bis zum Mittelpunkt der Armee mit fortgerissen worden. — Heißt dieß auch eine glaubwürdige Geschichte schreiben?

Münnich (Graf).

Vom Grafen Münnich, dem rußischen General, sagt Friedrich im 1sten Bande, S. 56. er wäre zuweilen zu despotisch und nicht sparsam mit dem Leben seiner Soldaten gewesen, wenn es auf Ruhm angekommen wäre.

Wie wenig es sich für Friedrichen schicke, einen andern des Despotismus und der Unmenschlichkeit zu beschuldigen, brauchen wir nun nicht mehr zu erweisen.

Münze.

Die Millionen, die Friedrich Wilhelm verlassen hatte, waren — verschossen; was sollte Friedrich, der zur Fortsetzung des Krieges Geld brauchte, und wegen seiner schlechten Zahlung keinen Kredit finden konnte, thun? — Sachsen und Böhmen ausplündern? — Das hatte er schon mit glücklichem Erfolge gethan, aber es war nicht hinreichend. — So sehr er auch seine Helden an Hunger gewöhnt hatte, so wollten sie doch wenigstens alle drey Tage einmal Brod essen. Wo sollte Friedrich — der arme Friedrich dieses hernehmen?

Sein

Sein geheimer Rath und Busenfreund Herr Ephraim — ein Enkel Abrahams — der vom Könige das Privilegium hatte, die preußischen Hofkavaliers zu ruiniren, half ihm dießmal aus der Verlegenheit. Er hatte ein Projekt gemacht, bey dessen Ausführung der König nie verlieren konnte. Daß in diesem Projekt nur von Betrug die Rede war, kann man sich denken, da es ein Israelit entworfen hatte. Freylich war es dabey auch um Ehre und guten Namen zu thun; aber Ephraim und Friedrich setzten sich darüber hinweg — und das Projekt wurde ausgeführt. Nun kam eine Münze zum Vorschein, die man gesehen haben muß, wenn man sich eine Vorstellung davon machen will. Auch der ärmste Jude fand sie des Beschneidens unwerth. Friedrich bekam von den Engländern jährlich 4 Millionen Subsidiengelder. Aus diesen vier Millionen ließ er, unter Ephraims Leitung, eilf Millionen prägen. Ich weis nicht, war diese Münze noch zu gut, oder brauchte man mehr Geld, kurz man schlug in der Folge eine neue, wo der Dukaten zu einem Werth von 8 Thalern, und der Louisdor zu einem Werth von 15 Thalern stieg. Friedrich kannte den innern Werth dieser Münze zu gut, als daß er sie in seinen Kassen hätte annehmen sollen. Wer gezwungen war, sie anzunehmen, verlor außerordentlich dabey. Die Waaren, die Lebensbedürfnisse — alles stieg im Preise in eben dem Grade, als die Münze fiel. Niemand litt bey dieser fortdauernden Jüdeley mehr als der Soldat, der für seine guten Dienste so schlecht bezahlt wurde.

Sobald Friedrich dieser Münze nicht mehr bedurfte, und seinen Schatz davon gereiniget hatte, setzte er sie außer Umlauf — und verursachte dadurch den Ruin der angesehensten Handlungshäuser. Ganze Familien, die sich während dem Kriege noch im Wohlstande befunden hatten, fielen in Armuth. Was alle Verheerungen des Krieges nicht vermocht hatten, bewirkten Friedrich und Ephraim. Friedrich bekümmerte sich um die Folgen dieser Betrügerey sehr wenig; und was konnte sie auch am Ende für Folgen haben? Daß einige tausend Familien in Mangel und Dürftigkeit geriethen? — Ein paar Bettler mehr oder weniger, das ist einerley, hatte doch Friedrich seine Absicht erreicht! — Menschen! Menschen! wie weit seyd ihr von eurer ursprünglichen Würde herabgesunken! Rühren euch die Thränen eurer unglücklichen Brüder so wenig, daß ihr den noch einen Menschenfreund, einen Vater seines Vaterlandes nennet, der sie mit heiterm Blicke in den tiefsten Abgrund des Elends und Jammers hinabschleudern konnte?

Muhamed V.

Von dem türkischen Kaiser Muhamed dem V. den eine Rebellion aus den Gefängnissen des Serails gezogen und auf den Thron der Ottomannen gesetzt hatte, sagt Friedrich im 1sten Bande, S. 75. die Natur hätte ihn eben so unfähig gemacht gehabt, als seine Verschnittene; und es wäre für die Schönheiten des Serails die traurigste Regierung gewesen.

Die-

Diese Schönheiten verdienen unser ganzes Mitleid — allein wir bedauern nicht minder Friedrichs reizende Gemahlinn. Es ist wahr, Friedrich den Großen hatte nicht die Natur unfähig gemacht; konnte es aber seiner Gemahlinn nicht einerley seyn, da er einmal unfähig war, ob ihn die Natur, oder seine Lehrmeister — die Franzosen — verdorben hatten? Wir bedauern sie um so mehr, da sie durch diese Unfähigkeit Freuden verlor, die sie nicht — wie die Schönheiten des Serails — bey andern suchen konnte. Nach der Geschichte ihres Vermählungsabends ließ ihr Friedrichs Regierung wenig Freuden hoffen, und man kann allerdings von dieser sagen, was Friedrich in Rücksicht auf die Schönheiten des Serails von Muhameds des V. Regierung gesagt hat, daß sie nämlich für diese liebenswürdige Prinzeßinn die traurigste Regierung von der Welt war.

Musik.

Die Musik liebte Friedrich leidenschaftlich. Sänger und Tonkünstler wurden von ihm königlich bezahlt — nur durften sie keine Flötenspieler seyn. Diese Gattung von Künstlern konnte er nicht leiden, weil er der Einzige dieser Art seyn wollte. Ließ sich einer vor ihm auf der Flöte hören, so belohnte er ihn mit leeren Worten, oder höchstens mit einem Gegenkonzerte. Ein Pfarrer rief einst aus, als ihm der König aus hoher Gnade etwas vorgeblasen hatte; Göttlich! herrlich! aber, hol mich der Teufel! keinen Takt. Der König antwortete: Hol mich der Teufel, er hat es getroffen! —

Ue-

Ueberhaupt hat man an Friedrichen die Bemerkung gemacht, daß er nicht allein gute Flötenspieler, sondern auch Gelehrte nicht leiden konnte, wenn sie sich in Fächern hervorthaten, worinn er zu glänzen suchte. An jedem fand er etwas zu tadeln. Konnte er ihm nicht von Seiten der Gelehrsamkeit beykommen, so suchte er körperliche Gebrechen auf, um sie lächerlich zu machen — ein Zug, der einem Weisen, wo nicht eine schlechte, doch gewiß auch keine große Ehre macht. — Der nämliche Friedrich, der an Voltairen im J. 1737. schreiben konnte: „Meine Unwissenheit mag mir zur Entschuldigung dienen — — Sie sehen in mir einen lehrbegierigen Schüler; schrieb im J. 1776. an d' Alembert: Voltaire schreibt wie ein altes Weib. Vielleicht glaubte er, die Pomeranze schon ausgedruckt *), und all ihren Saft verschluckt zu haben, daß er eines Gelehrten spottete, der in jeder Betrachtung unendlich über ihn erhaben war.

Nachbarn.

Luther hatte Recht, daß er getreue Nachbarn zum täglichen Brod zählte, um welches wir in der vierten Bitte beten. Getreue Nachbarn sind zur menschlichen Glückseligkeit eben so unentbehrlich, als das tägliche Brod. Niemanden aber sind sie unentbehrlicher, als den

*) Friedrich verglich den Herrn von Voltaire mit einer Pomeranze, die man wegwirft, wenn der Saft ausgedrückt ist.

den Fürsten. — Und gleichwohl findet man nirgends unruhigere und ungetreuere Nachbarn, als unter diesen! Friedrich war ein gefährlicher Nachbar, nie mit dem zufrieden, was er besaß, suchte er seine Gränzen immer, auf Kosten seiner Nachbarn, zu erweitern. Maria Theresia hatte einen abscheulichen Nachbar an Friedrich — Sie besaß ein Stück Land, das besser und fruchtbarer war, als alle preußischen Provinzen, gleich kam ihr Nachbar und nahm es in Besitz. Da seine Beweisgründe, mit welchen er seine Rechte vor Gericht unterstützte, stärker waren, als die ihrigen, so wurde es ihm einstimmig zugesprochen, und er blieb im Besitz des Eigenthums seiner Nachbarinn, und zwar von Rechts wegen. Wenn er sich gleich hierbey eben nicht allzutreu gegen Maria Theresia, seine Nachbarinn, betrug, so hinderte ihn dieses doch nicht, wider untreue Nachbarn zu schreyen. In seinen Schriften sagt er, seine nächsten Nachbarn, wären seine größten Feinde gewesen. Konnte es anders seyn? Sahen sie nicht, aus seinem Verfahren mit der Königinn von Ungarn und Böhmen, was für ein gefährlicher Nachbar er war? Mußten sie nicht alle seine Schritte beobachten, um nicht vor der hohen Instanz, wo nur eiserne und bleyerne Beweise angenommen werden, auch einen Prozeß gegen ihn zu verspielen? — Aber nun kömmt eine entsetzliche Unwahrheit; er sagt, die Könige von Pohlen und von England hätten eine Offensivallianz mit einander geschlossen, um die preußischen Provinzen zu erobern und unter sich zu vertheilen; doch Friedrich erspart uns die Mühe, ihn hier zu widerlegen. Er widerlegt sich selbst hinlänglich in den Worten: „Von keiner Macht waren die Truppen in

„be-

„bewegbarem Zustande; keine hatte die Zeit gehabt, Ge„traidevorräthe aufzuhäufen; und der König — Friedrich spricht von sich in der dritten Person — be„nützte diesen entscheidenden Zeitpunkt, um seine großen „Absichten (noch einmal den untreuen Nachbar gegen seine treue Nachbarn zu spielen) ins Werk zu „richten.„ — Bey der ungeheuern Menge von Vater unser, die täglich zum Himmel emporsteigen, sollte man gar nicht glauben, daß ein so gefährlicher, ein so untreuer Nachbar, als Friedrich war, hätte aufkommen können. Woran liegt wohl die Schuld? Ist das Gebet, welches man Vater unser nennt, ohne Wirkung? Ist Doktor Martin Luthers, des theuern Reformators, Auslegung falsch? Oder dachten nicht alle Vaterunserbeter an diese Auslegung? — Denken Sie künftig ja fleißig an die treuen Nachbarn, wenn Sie das Vater unser beten!

Nachruhm.

Friedrich verachtete den Ruhm — und that doch alles mögliche, um sich in der Welt einen großen Namen zu machen. Um ein Gelehrter zu heissen — machte er den Gelehrten Kur, vernachläßigte seine Regierungsgeschäfte, und skribelte den ganzen Tag. Ganze Wochen und Jahren wurden im Kabinete über Reimsuchen verschwitzt — um den eiteln Ruhm eines unbedeutenden Versmachers. Sein Heldenruhm *) kostet Tausenden das Leben. Ihm den

*) In einem Briefe an Jordan sagt Friedrich: Ich bin thöricht gewesen, daß ich dem eiteln Ruhm meine Ruhe aufgeopfert habe.

den Ruhm eines gerechten Fürsten zu erwerben, mußte mancher Unschuldiger nach Spandau wandern, und Ferber sogar das Blutgerüst betreten. s. Tugend.

Nachteule.

s. Parodie.

Nazionalgeist.

Jeder erfahrne Krieger rühmt den Rückzug, den Belleisle im J. 1743 aus Prag nahm, wo er sich so lang und so tapfer wider eine zahlreiche Armee vertheidigt hatte. Sein Unternehmen war nicht leicht. Er mußte die Stadt verlassen, ohne den Belagerern etwas davon merken zu lassen, die, weil sie weit stärker waren als er, ihn auf seinem Marsch ziemlich beunruhiget haben würden. Belleisle hatte mehr als einen Feind zu bestreiten. Entkräftung, Hunger und Kälte kämpften wider ihn. Er überwand alle Hindernisse, und kam nach Eger, ohne den geringsten Schaden von den Oesterreichern erlitten zu haben. Von 16000 Mann konnte er nur die Hälfte nach Eger bringen, die übrigen mußten vor Ermattung unterwegs liegen bleiben, wo sie vor Kälte erstarrten. Der größte Theil der übrigen 8000 Mann war zu fernern Kriegsdiensten untauglich. Der Frost hatte sie so stark angegriffen, daß manchem ein Arm, manchem ein Bein, und manchem gar beyde Beine abgelößt werden mußten. Der Marschall Belleisle würde Tadel verdienen, wenn er eigenmächtig diesen Rückzug unter-

nom-

nommen hätte. Dieß war aber nicht der Fall. Er hatte von seinem Hofe Befehl dazu erhalten. Da er diesem nicht ausweichen konnte, so mußte er ihn befolgen, so gut als er konnte. Wider die Natur konnte er nicht streiten; genug, daß er seine Truppen vor dem Angriffe der Oesterreicher sicherte. Da er dieses durch seine klugen Märsche ausgeführt hat, indem er sein kleines Heer immer solche Wege führte, wo ihm die feindliche Kavallerie nicht beykommen konnte, so verdient er mit Recht den Beyfall jedes erfahrnen Kriegers. Friedrich ist ganz andrer Meinung, auch gefällt ihm der leichte Ton der Franzosen gar nicht, womit sie Belleisles Rückzug aufnahmen. „In jedem andern Lande — „sagt er im 2ten Bande, S. 9. — hätte ein solcher „Rückzug, wie der Belleislesche war, eine allgemeine „Bestürzung hervorgebracht. Allein in Frankreich lach„te man nur darüber. In London hätte man bey einer „ähnlichen Gelegenheit einen Fasttag angestellt, in Rom „das heilige Sakrament ausgesetzt, und in Wien Kö„pfe abgeschlagen.„ — Was hätte man wohl in Berlin gethan? — Den General nach Spandau geschickt!

Niedrigkeit.

Als Friedrich den siebenjährigen Krieg begann, traute er sich hinlängliche Kräfte zu, um es beynahe mit ganz Europa aufnehmen zu können. Doch seine Hitze, sein Selbstvertrauen verschwand mit dem ersten Feldzuge. Schon im zweyten fand er, daß er allein nicht stark und mächtig sey, um dem reissenden Strome zu widerstehen,

der

der wider ihn losbrach. Sein kriegerischer Stolz verwandelte sich in Demuth — seine Drohungen in demüthige Bitten. Es war ein französisches Heer wider ihn im Anzuge, das in seine Staaten eindringen sollte. Statt ihm eine Armee entgegen zu stellen, schickt er den Obersten Balby, als Amtmann verkleidet, an den französischen General, den Herzog von Richelieu, um ihm friedliebendere und sanftere Gesinnungen beyzubringen. Balby war dem Herzoge schon bekannt, denn er hatte mit ihm einige Feldzüge in Flandern gemacht. Er konnte aber nichts ausrichten. Als er sah, daß alles, was er über diesen Gegenstand sagen konnte, zu nichts führen würde, so ließ er so viel herab, daß er den Herzog von Richelieu blos ersuchte, doch wenigstens die Provinzen des Königs, in welchen er Krieg führte, mit einiger Schonung behandeln zu wollen. Dieses lächerliche Ansuchen würde keinen Glauben verdienen, wenn es uns nicht Friedrich selbst im 3ten Bande, S. 180. wörtlich so erzählte, wie wir es hier angeführt haben. Friedrich — der den siebenjährigen Krieg selbst angefangen hatte; Friedrich, der Sachsen und Böhmen so oft ausplünderte; Friedrich, der die Welt zittern machen wollte; dieser stolze Friedrich legt sich vor den Franzmännern in den Staub, und winselt um Gnade und Schonung für seine Provinzen — bittet, sie möchten ihm doch das Privilegium, Menschen zu plündern, allein lassen! Fleht, sie möchten doch Mitleiden mit seinen Unterthanen haben, und sie nicht arm machen, damit sie ihm ferner ihre Steuern und übrigen Abgaben entrichten könnten, die er zur Fortsetzung des Kriegs wider Frankreich höchst nöthig bedürfe! — Kann

man

man sich wohl eine größere Absurdität denken? s. Ungarn.

Oberhaupt der Kirche.

s. Pabst.

Oesterreich.

Friedrich sagt im 1sten Bande, S. 207. man hätte immer bemerkt, daß die Gemüthsstimmung des österreichischen Hauses den rohen Eindrücken der Natur folgte; aufgeblasen im Glück, im widrigen Schicksale kriechend sey. — Vermuthlich wußte Friedrich, als er diese Stelle niederschrieb, nicht mehr, was er in ebendemselben Bande, S. 8 und 9 von Maria Theresia gesagt hatte: „Als schon alle Begebenheiten — schreibt er — zum „Untergang der jungen Königinn von Ungarn zusammzutreffen schienen, rettete sich diese Prinzeßinn durch „ihre Standhaftigkeit und Geschicklichkeit aus dieser gefährlichen Lage, und erhielt sich die Monarchie durch „Aufopferung Schlesiens und eines Theils von Mailand. Dieses war alles, was man von einer jungen „Fürstinn erwarten konnte, die, kaum auf den Thron „gestiegen, sogleich den Geist der Regierung faßte, und „die Seele ihres Staatsraths ward.„—

Im 3ten Bande, S. 252. sagt er, er habe an Theresien eine ehrgeizige, rachsüchtige und um so gefährlichere Feindinn, da sie ein Frauenzimmer, und ei-

gensinnig und unversöhnlich sey. Dieses Urtheil hinderte ihn nicht, nach der leuthner Schlacht an die nämliche Prinzeßinn, die so eine gefährliche und unversöhnliche Feindinn von ihm seyn sollte, zu schreiben: „Ich schreibe diesen Brief gewiß zur ungelegensten Zeit; „denn Sie haben alle Ursache über mich ungehalten zu seyn. Allein nie konnte ich das Gefühl der „Hochachtung unterdrücken, das ich für eine Prinzeßinn „von so seltnen Verdiensten hegte.„

Doch was er im 3ten Bande, S. 25. u. s. f. von dieser Prinzeßinn sagt, übertrift alle Lobeserhebungen, die er ihr bisher gemacht hat. „Diese Fürstinn, heißt es „in der angeführten Stelle — wollte jeden Pfad betreten, der zum Ruhme führt. In ihre Staatshaushaltung brachte sie eine ihren Vorfahren unbekannte „Ordnung, und ersetzte durch gute Einrichtungen nicht „nur ihren im Kriege erlittenen Verlust, sondern vermehrte sogar noch ihre Einkünfte, um ein Beträchtliches. „Sie verbesserte die Kriegszucht — hielt alle Jahre Läger — feuerte die Truppen durch ihre Gegenwart und „Freygebigkeit an — gab den Offizieren, die ihr von ihren Generalen empfohlen wurden, verhältnißmäßige „Belohnungen — errichtete unter der Aufsicht des Fürsten von Lichtenstein eine Artillerieschule — und stiftete bey Wien ein Erziehungshaus, wo der junge Adel „in allen Künsten unterrichtet wird, die auf Krieg Bezug haben. Durch alle diese Bemühungen erreichte der „Kriegsstand einen Grad der Vollkommenheit, welchen „er unter den Kaisern des österreichischen Hauses nie „ge-

„gehabt hatte; eine Frau brachte Entwürfe in Aus„übung, die eines großen Mannes würdig waren.„

Aus diesen auffallenden Widersprüchen können wir nichts anderes schliessen, als daß Friedrich seine Geschichte nach Laune geschrieben, und seine Urtheile nach seiner jedesmaligen Stimmung abgefasset hat. — Ist dies aber die Methode, eine wahre, glaubwürdige und unpartheyische Geschichte zu schreiben? Um einzusehen, daß der Vorwurf, den Friedrich Marien Theresien macht, als sey sie im Unglück aufgeblasen, im widrigen Schicksale kriechend gewesen, nur ihm mit Recht gemacht werden kann, darf man nur das lesen, was wir unter dem Worte **Niedrigkeit** gesagt haben.

Offizier.

So wenig auch sonst ein Bürgerlicher unter der preußischen Armee Offizier werden konnte, so war Friedrich doch während dem siebenjährigen Kriege, und noch nach dem Hubertsburger Frieden, aus Mangel an Edelleuten genöthiget, zur Besetzung der erledigten Offizierstellen seine Zuflucht zu Bürgerlichen zu nehmen. Aber welche Folgen hatte dieses für den Kriegsstand! Kaum waren diese Offiziers angestellt, so verlohr die Armee ihren Glanz; den Regimentern fehlte es an Ordnung, an Mannszucht, an Pünktlichkeit, folglich auch an Stärke — und ich glaube, diese große Maschine würde am Ende ihre ganze Bewegung verlohren haben, wenn man sie nicht bald durch neues adeliches Blut erwärmt und be-

lebt hätte. Diesen Uebeln vorzubeugen, und der Armee ihre alte Vollkommenheit wieder zu geben, schafte Friedrich — sind Friedrichs eigene Worte im 5ten Bande, S. 143. — aus dem Offizierskorps alles hinweg, was zum Bürgerstande gehörte. Die bürgerlichen Offiziers wurden aufgehoben, und unter die Garnisonregimenter vertheilt. Friedrich wollte bey seiner Armee keinen Offizier dulden, der in der größten Hitze des Gefechts höchstens nur bürgerliches Blut zu vergiessen hatte. Ein Offizier muß Ehre haben, und diese findet man — nach Friedrichs Meinung — nur bey dem Adel. Dieses zugegeben, so viel es auch Ausnahmen leidet, so können wir doch gar nicht begreifen, wie Friedrich, der nur adeliche Offiziers bey seiner Armee haben wollte, gerade solche Maaßregeln ergreifen konnte, die seiner Absicht entgegen arbeiten mußten. Wie? hält denn der weise Friedrich nur denjenigen für einen Edelmann, der durch Stammbaum und Wappen darthun will, daß seine Voreltern Edelleute gewesen? Geburt trügt — das ist offenbar. Ein paar Beyspiele werden die Sache erläutern. Ein Offizier, aus einer guten Familie, verliebt sich in die Frau eines Kaufmanns, und bringt es so weit, daß sie ihm Gehör giebt. Die Frau wird schwanger. Das Kind, hat seine Existenz dem Offizier zu verdanken — der Offizier war ein Edelmann — und das Kind bleibt, troz dem adelichen Blut, das durch seine Adern läuft, bürgerlich; es bekömmt seinen Namen vom Kaufmann, den es für seinen Vater hält, so unschuldig er auch an seinem Daseyn ist.

Eine

Eine junge, feurige Dame wird von ihrem achtzigjährigen Herrn Gemahl auf einem alten Landgute bewacht. Dieser und ein junger starker Mensch, der, wenn sie ausfahren, auf dem Bocke sitzt, und die Pferde dirigirt, sind die einzigen Mannspersonen, die sie zu sehen bekömmt. Der Greis ist unfähig, die Bedürfnisse zu befriedigen, die sie in gewissen Augenblicken fühlt; sie amusirt sich also mit dem Kutscher. Hans besitzt alle Eigenschaften, welche einer jungen feurigen Dame gefallen können, und unterhält seine Gebieterinn auf die angenehmste Art von der Welt. Diese Unterhaltung dauert einige Zeit, bis endlich die Dame sichtbare Beweise von der Liebe und Zuneigung ihres Hans bey sich verspürt. Sie beschenkt nach neun Monaten die Welt mit einem jungen Hanse. Doch die Welt ist zu artig, als daß sie ihn nicht für einen jungen Herrn erkennen sollte. Selbst der alte Herr Gemahl erklärt ihn für seinen Erben. Mit einem Worte, er ist ein Edelmann, und beweiset es im Erforderungsfall aus seinem Stammbaume.

Aus diesen Beyspielen ergiebt sichs, wie sehr Friedrich irrte, wenn er lauter Edelleute bey seiner Armee anstellen wollte, und nur diejenigen für Edelleute hielt, welche ihren Namen ein von vorsetzten.

Ein Monarch sollte einzig und allein bey Beförderungen auf Verdienst sehen. Geburt trügt — Verdienste aber trügen nie. Hieraus folgt nicht, daß man den Adel vernachlässigen müsse — man könnte immer noch einen verdienstvollen Adelichen einem verdienstvol-

len Bürgerlichen vorziehen, ohne eine Ungerechtigkeit zu begehen. Aber ein unwissender Edelmann kann keinem verdienstvollen Bürgerlichen ohne Ungerechtigkeit vorgezogen werden. Und besonders hierinn fehlte Friedrich. Da der Adel in seinen Staaten nicht stark genug war, daß er seine Offiziersstellen damit hätte besetzen können, so verschrieb er Ausländer. Alle waren willkommen, wenn sie Stammbäume vorzeigten. Friedrich zog die zufälligen Vorzüge dem persönlichen Verdienste vor. Ein unwissender Edelmann erhielt bey ihm immer vor dem verdienstvollsten und geschicktesten Bürgerlichen den Vorzug. — Ich möchte nur wissen, wie der unweise Friedrich so lange den Namen des Weisen hatte führen können!

Pabst.

Friedrich war zu ehrgeizig, zu herrschsüchtig, als daß er in seinen Staaten neben den seinigen noch eine gesetzgebende Gewalt hätte dulden sollen, und wäre es auch eine geistliche gewesen. Er war Pabst und König zugleich. — War er auch untrüglich? — Welche Frage? Friedrich konnte weniger irren, als der Statthalter Jesu Christi, der zu Rom residirt. Er hatte ein untrügliches Mittel, das ihn in Glaubenssachen vor allen Irrthümern bewahrte — er glaubte gar nichts! — Wer entschied also in Glaubenssachen? — Friedrich! Wunderbar! der unglaubige Friedrich schrieb seinen Unterthanen vor, was sie glauben sollten! — Belegte er auch bisweilen mit dem Bann? — Ja! und wehe dem,

den

den Friedrich exkommunicirte! — Konnte er verdammen und seligsprechen? — Diese Frage ist schwer zu beantworten. Sagen wir: Nein! so benehmen wir ihm eine Gewalt, die seit undenklichen Zeiten bey den Päbsten war; beantworten wir sie aber mit Ja! so laufen wir alle Gefahr, vom Himmel auf ewig ausgeschlossen zu werden; denn hat er die Gewalt selig zu sprechen, wen er will, so ist es gewiß, daß er das Paradies mit lauter Windspielen besetzt. — Der Weg zum Himmel wird uns ohnehin schon genug erschwert, wenn wir nun gar noch auf allen Vieren hineinkriechen müßten — wer wollte da wohl nach dem Himmel streben?

Die merkwürdigste That, womit Friedrich seine geistliche Regierung auszeichnete, ist der Schutz, welchen er dem Jesuitenorden angedeihen ließ. Ein neues Wunder! Die Gesellschaft Jesu, die vom ganzen Erdboden vertilgt wird, findet bey demjenigen eine Freystatt, der keinen Jesum glaubt! — Doch Friedrich hat in seinem Leben so viele Wunder gethan, daß man ihm den glorreichen Titel eines Heiligen nicht versagen kann, ohne eine Ungerechtigkeit zu begehen. Auch wird ihm der päbstliche Stuhl zu Rom Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und ihn kanonisiren. Wie wir uns also voll Vertrauen schon itzt an ihn wenden, und sagen: Sancte Friderice Papa, Rex Borussorum, ora pro nobis!

Page.

Friedrich, der sichs zum Gesetze gemacht zu haben scheint, sich Denkmäler auf den Schandsäulen seiner Zeitgenossen zu erbauen, sucht in seinen Schriften mehr durch Witz, als durch Wahrheit zu glänzen. Im 1ten Bande, S. 62. macht er dem Grafen von Brühl, dem Premierminister Augusts II. den Vorwurf, er wäre ehedem Page gewesen. Hätte Friedrich, ehe er diese Stelle niederschrieb, Leute darum befragt, die es wissen konnten, so würde er erfahren haben, daß man keinem Staatsdiener, er sey von welchem Range er wolle, deswegen einen Vorwurf machen könne. Die Pagen am kursächsischen Hofe sind eine Anzahl junger Edelleute, die in Künsten und Wissenschaften unterrichtet, und zu künftigen Staatsdienern gebildet werden. Man wählt sie aus den besten und angesehensten Häusern, und es wird keiner angenommen, der nicht das erforderliche Alter seines Adels erwiesen hätte — ein Umstand, der diesen jungen Leuten Friedrichs ganze Achtung erworben haben würde, wenn er ihm nicht unbekannt gewesen wäre. Urtheilt Friedrich in Kleinigkeiten so unrichtig, wie können wir uns in wichtigen Dingen auf sein Urtheil verlassen? — Doch was Friedrich in der angeführten Stelle vom Grafen von Brühl sagt, ist nichts, als ein neuer Beweis seiner Partheylichkeit und Rachsucht. Der Graf von Brühl — der Friedrichs Politik, und die Art, wie er über Bündnisse zu denken pflegte, aus Erfahrung kannte — hatte seinen Monarchen eine Allianz mit Oesterreich schliessen lassen, und war von diesem Bündnisse

nisse durch kein Versprechen, auch nicht einmal durch die Aussicht auf den Reichsfürstenstand, abzubringen. Nun urtheile man, ob diese Standhaftigkeit den Minister bey Friedrichen empfehlen konnte? — Weil Friedrichs Politik an dem seinen Minister Brühl scheiterte, so sucht er sich nun an ihm zu rächen, und sagt: Brühl wäre ehedem Page gewesen, und hätte in diesem Jahrhunderte die meisten Kleider, Uhren, Spitzen, Stiefel, Schuhe und Pantoffeln gehabt. — — Welch einen lächerlichen Kontrast müßte es nicht gemacht haben, wenn man Friedrichs alte durchlöcherte Beinkleider und zerrissene Hemden in Brühls Garderobe aufgehängt hätte!

Parforcejagd.

Sonst ist die Jagd, besonders die Parforcejagd, eine Lieblingsbeschäftigung großer Herren. Aber Friedrich, der in jeder Betrachtung außerordentlich war, vielleicht auch bey seiner großen Liebe zur Oekonomie die Kosten scheute, die ein solches Vergnügen veranlasset, fand keinen Geschmack daran. Hirsche, Hasen, Rehe, wilde Schweine mit Hunden zu hetzen, überließ er müßigen Landjunkern — er wußte sich besser zu divertiren. Statt der Thiere, jagte der philosophische Friedrich Menschen. Ein Feldprediger, der seine Worte einst in der Predigt nicht genug abgewogen hatte, ward mit seiner schwangern Gattinn, auf Friedrichs Befehl, um Mitternacht mit Schwärmern aus dem Bette in den Hof, und von da in die Mistpfütze gejagt. — So ließ er auch den Diakonus zu Nauen, samt seiner Frau, aus

dem

dem Bette jagen, und in Todesängsten setzen. — Diese unphilosophischen und unmenschlichen Handlungen liessen sich einigermassen mit seiner Jugend entschuldigen, wenn er sie nicht in seinem Alter noch belacht hätte. Wenn er diese Heldenthaten als Greis bey der Tafel erzählte, so sah er es sehr gerne, wenn alle Anwesende, Pagen und Bediente nicht ausgenommen, darüber aus vollem Halse lachten. — Ein herrliches Divertissement für einen Friedrich!

Parodie.

Auf die Ode, die Friedrich dem Pfarrer zuschickte, der seinen Geburtstag besungen hatte.

Freund Reimer — vermeintlicher Dichter! Warum bist du so verwegen, die Dichtkunst durch höckerichte Verse zu entweihen? Gewiß dachte die Natur, als sie dich zum Herrscher eines Volks bestimmte, nicht daran, eine Nachteule des Parnasses auf den Thron zu setzen! Mische dich nicht in die Regierungsangelegenheiten fremder Staaten — und trachte nicht nach den Besitzungen deiner Nachbarn. Ueberlaß es den Strassenräubern, die Menschen zu bestehlen! laß den Geistlichen das Recht, die Welt durch Unwahrheiten zu betrügen — und schreibe keine Geschichtsbücher! Benimm deinen Unterthanen die gerechten Ursachen, über dich zu murren — denn es geschiehet ihnen in der That großes Unrecht — und mache sie glücklich! Willst du ihnen einen Gefallen erwei-

weisen, so zeige durch deine Handlungen, daß du in der That derjenige bist, der du scheinen willst — Friedrich der Weise — der Einzige — der Große! — Vorzüglich aber mache keine Verse mehr!

Peter III.

Peter III. brachte durch die Neuerungen, die er gleich beym Antritt seiner Regierung unternahm, die Russen äußerst wider sich auf. Kaum war er auf dem Throne, so eignete er sich, nach dem Beyspiele Peters I. die Ländereyen der Geistlichkeit zu, beschränkte die Freyheiten und Rechte seiner Garden; rüstete sich, wider den Willen seiner Nazion, zum Krieg wider Dännemark, und machte mit Preußen Friede. Alles, sogar sein äußeres Betragen machte ihn den Russen verhaßt. Er trug preußische Uniforme. Friedrich schenkte ihm ein Regiment, und nun führte er die Kriegszucht der Preußen auch unter den Russen ein. Alle diese Umstände, die unter dem Volke, mit Vergrößerungen und falschen Vorstellungen bereichert, verbreitet wurden, bereiteten die Gemüther zu einer Verschwörung, die bald wider den Kaiser ausbrechen sollte. Friedrich warnte ihn vor der drohenden Gefahr, allein er achtete es nicht, ja er sagte sogar den beyden preußischen Gesandten, die damals in Petersburg waren, und vom Könige den Auftrag hatten, ihn im vertrauten Umgange zu warnen: wenn sie meine Freunde sind, so berühren sie eine Sache nicht mehr, die mir ganz zuwider ist! — Was seinen Fall beschleunigte, war sein gefaßter Entschluß, sich von seiner Ge-

mahlinn zu trennen, und mit der jüngern Schwester zu verbinden. Diese Prinzeßinn, die nun verstossen werden sollte, verband sich mit den übelgesinnten Russen, und wurde einstimmig zur Kaiserinn ausgerufen. Peter III. starb sechs Tage nach seiner Entthronung — als ein Opfer seiner Uebereilung und Unvorsichtigkeit. Friedrich ertheilt diesem Fürsten die größten Lobsprüche. Die Russen hatten das Königreich Preußen erobert, und unter der Gewährleistung der Höfe von Wien und Versailles, in Besitz genommen. Peter III. war berechtiget, die Abtretung dieses Landes bey seiner Friedensunterhandlung mit Preußen zu verlangen — aber er verlangte sie nicht. Ein solches Verfahren war Friedrichen unbegreiflich. Von einer solchen Großmuth wußte sich Friedrich gar keinen Begriff zu machen — er wunderte sich um so mehr darüber, da er es fühlte, daß er in einem ähnlichen Falle ganz anders gehandelt hatte. „Peter „III. — sagt er im 4ten Bande, S. 253. — besaß ein „vortrefliches Herz, und Gesinnungen, die edler und erhabner waren, als man sie gewöhnlich bey Fürsten „antrift. Er ließ sich nicht nur zu allen Wünschen des „Königs (von Preußen) geneigt finden, sondern er gieng „sogar noch weiter, als man erwarten konnte. Aus eigener Bewegung rief er Herrn von Czernischef mit sei„nem Korps von der österreichischen Armee ab; er ver„langte vom Könige keine Abtretung, ob er gleich dazu „berechtiget war, ohne daß man etwas dagegen hätte sa„gen können; er beschleunigte die Friedensunterhand„lung, und alles, was er dagegen verlangte, war die „Freundschaft und das Bündniß mit dem Könige. Ein „so edles, so großmüthiges, so seltnes Verfahren mußte

„nicht

„nicht blos der Nachwelt überliefert werden; nein, es „sollte in den Kabinetern aller Könige mit goldenen „Buchstaben angezeichnet stehen!„

Friedrich schrieb dieses, nachdem kein Schlesien mehr zu erobern war. Vergleichen wir seine Worte mit seinen Handlungen, so kann der Sinn seiner letztern Worte kein anderer, als dieser seyn: Ihr Könige und Fürsten! wollt ihr groß und edel handeln, so gebt beym Friedensschluß die Provinzen und Länder an Preußen zurück, die ihr im Kriege erobert habt — und laßt mir mein Schlesien!

Pflichten.

Friedrich schreibt im 6ten Bande, S. 56. u. s. f. außerordentlich schön über die Pflichten der Regenten. Da er aber von allen diesen Pflichten nicht eine einzige ausgeübt hat, so kommen wir allerdings auf die Gedanken, als habe er sich lediglich auf das Schreiben eingeschränkt, und die Ausübung dieser Pflichten andern überlassen. „Die Bürger — sagt er — haben einem „ihres Gleichen aus keinem andern Grunde den Vor„rang eingeräumt, als weil sie wichtige Dienste von „ihm erwarteten.„

„Diese Dienste sind: daß er die Gesetze aufrecht „halte — die Gerechtigkeit genau handhabe — und „den Staat gegen seine Feinde vertheidige (nicht aber durch Ländersucht in verderbliche Kriege verwi-

„cke) — die Industrie befördere — der Gesellschaft ei„nen Ueberfluß an Lebensmitteln verschaffe — — —
„Fürsten, Regenten, Könige sind nicht mit der höchsten „Gewalt bekleidet, um sich ungestraft den Ausschwei„fungen und jeder Art des Aufwandes ergeben zu kön„nen; sie sind nicht über ihre Mitbürger erhoben, da„mit ihr Stolz sich auf dem öffentlichen Schauplatze „brüste — — —

Am Ende seines Versuchs sagt er: „Dieß sind im „Allgemeinen die Pflichten, die ein Fürst zu erfüllen „hat. Damit er sie nie aus den Augen lasse, muß er „sich erinnern, daß er ein Mensch ist, wie der geringste „seiner Unterthanen — — Er ist nichts, als der erste „Diener des Staats, und ist verbunden, mit aller Recht„schaffenheit, Weisheit, und Uneigennützigkeit zu ver„fahren, als wenn er jeden Augenblick seinen Mitbür„gern über seine Staatsverwaltung Rechenschaft ablegen „sollte.„

Wie leicht läßt sichs nicht über Pflichten schreiben — und wie schwer sind diese Pflichten auszuüben! — Friedrich, gab, wie wir schon an einem andern Orte gesagt haben, in keiner andern Absicht neue Gesetze, als weil ihn die alten zu sehr einschränkten — statt die Gerechtigkeit handzuhaben, hinderte er ihren Lauf durch seine Machtsprüche — statt der erste Diener des Staats zu seyn, war er der Tirann seiner Unterthanen — statt für das Wohl seiner Staaten zu sorgen, sucht er seine Länder zu erweitern, ohne auf seine Unterthanen Rücksicht zu nehmen, die er durch seine ungerechten Kriege

ins Verderben stürzte. Hatte er seine Unterthanen in den Stand gesetzt, daß sie ihm die Kontribuzion entrichten konnten, dann bekümmerte er sich nicht weiter um ihr Schicksal — ob sie an vollen Tafeln speisten, oder in der Dürftigkeit schmachteten, war Friedrich, dem Landesvater, einerley. Doch behielt er, bey aller seiner Gleichgültigkeit gegen das Schicksal seiner Unterthanen, gerne den Schein, eines guten Regenten bey. So wenig er auch für sein Volk that, so wollte er doch für einen Fürsten angesehen seyn, der für die Wohlfahrt seiner Völker sorgte. Dieß erhellet schon aus der angeführten Schrift, noch mehr aber aus seinen Morgenstunden: „Bisher — sagt er in diesen — hat die „Welt geglaubt, daß ich meine Staaten aus blosser Liebe zu meinen Unterthanen so oft durchreiste. Ich lasse „sie gerne bey dieser Meinung; in der That aber haben meine Reisen ganz andere Absichten zum Grunde. „Hier sind sie: Mein Königreich ist despotisch *), folglich hat der Besitzer die Regierungslast allein zu tragen; wenn ich nun meine Länder nicht selbst besuchte, „so würden meine Statthalter an meine Stelle treten, „sich nach und nach von dem Gehorsam losreissen, und „endlich gar nach der Unabhängigkeit streben — — — „dann reise ich auch aus der Ursache, damit ich meine „Unterthanen in der Meinung erhalte, ich sey nur in „der Absicht gekommen, ihre Klagen zu hören, und ihre Drangsalen zu mindern.„

Frie-

*) Diese Stelle beweiset es deutlich, daß er seinen Versuch über die Pflichten der Regenten nur für andere, nicht aber für sich geschrieben hat.

Friedrich schreibt hier offenherzig, wie wir gleich hören werden. — Die viele, Ländereyen anzubauen, die unbrauchbar da lagen, und ihm keine Steuern trugen, pflanzte Friedrich Kolonien an und verwendete an Baukosten, und zur Anschaffung des nöthigen Viehes und Wirthschaftgeräthes große Summen. Die Aufseher, die er über das Ansiedlungsgeschäft gesetzt hatte, verwendeten diese Summen zu ihrem Nutzen, und gaben den Kolonisten so wenig davon, daß diese nie emporkamen, und im äußersten Mangel lebten. Kam der König in eine solche Gegend, so mußten diese Leute auf ihren Feldern an den Landstrassen häufig arbeiten. Der König glaubte, sie befänden sich in dem größten Wohlstande, weil man die Vorsicht gebraucht hatte, den Leuten zugleich mit anbefehlen zu lassen, daß sie in anständigen Kleidern zu erscheinen hätten, sie mochten sie hernehmen, woher sie wollten. Diese Leute borgten sie, und der König war betrogen. Sollte Friedrich, wenn er in der Absicht gereist wäre, sich um das Schicksal seiner Unterthanen zu bekümmern, ihre Klagen zu hören, und sie abzustellen, die schändliche Betrügerey seiner Beamten, und das drückende Elend der armen Betrogenen nicht erfahren haben? Friedrich kannte die Pflichten eines Regenten, aber er wollte sie nicht erfüllen. Was uns dabey am meisten wundert, ist, daß er, trotz seines bösen Willens, der **Vater** seines **Vaterlandes** blieb!

Phisiognomie.

Friedrich schloß von der Gesichtsbildung des Menschen auf die Fähigkeiten seines Verstandes, und — fehlte! Nichts trügt mehr, als die äußere Bildung. Wir kennen Leute, die man, der Phisiognomie nach, für die redlichsten Menschen halten sollte, und sie sind die größten Betrüger. Wir kennen auch Leute, deren Phisiognomie von Seite ihres Verstandes und Herzens sehr wenig verspricht, und sie sind die geschicktesten und besten Menschen. — Als Laudon in preußische Kriegsdienste treten wollte, und sich dem König vorstellen ließ, sagte Friedrich: Dieser Mensch gefällt mir nicht! So unrichtig dieses Urtheil damals war, so wahr und treffend wurde es in der Folge; denn Laudon betrug in allen Kriegen, wo er Truppen wider Friedrichen zu kommandiren hatte, so, daß er ihm unmöglich gefallen konnte. — In Friedrichs Phisiognomie selbst konnte man sich nicht irren. Jeder einzelne Zug seines Gesichts verkündigte Menschenhaß. Mord saß auf der Stirne — Eigennutz, Neid, Misbehagen, und üble Laune herrschten um die Nase — Tod und Verderben blitzte aus dem wilden, funkelnden Auge — Und sein Lächeln war das Hohngelächter der Hölle über einen gefallenen Heiligen.

Podagra.

Durch die Ausschweifungen der Jugend hatte sich Friedrich Krankheiten zugezogen, die ihm kein langes Leben zu versprechen schienen. Sein ganzer Körper war so baufällig, daß Friedrich selbst glaubte, sein Ende könne nicht fern mehr seyn. Gicht und Podagra machten ihm alle Jahre Kur, und marterten den hinfälligen Leib, unterdessen Mistrauen gegen die Menschen seine große und erhabene Seele folterten. Statt diesen Uebeln durch eine gute Diät abzuhelfen, vergrößerte er sie durch seine Unmäßigkeit. — Merkwürdig ist es, daß der gelehrte Friedrich in einem seiner Briefe schreibt: Er hätte das Podagra sogar an Händen gehabt.

Pohlen.

Friedrich sagt im 1sten Bande, S. 62. Die Könige von Pohlen aus dem Kurhause Sachsen hätten den größten Theil ihrer pohlnischen Revenüen zu Bestechungen angewendet, in Hoffnung, die Regierung bey ihrem Hause zu erhalten, und das Königreich Pohlen mit der Zeit erblich zu machen. — Daß die Könige von Pohlen und Kurfürsten von Sachsen große Summen an pohlnische Magnaten verschenkt haben, ist wahr; die Absicht aber, welche Friedrich angiebt, ist falsch. Auch betrugen diese Summen mehr, als die Einkünfte, die sie von Pohlen zogen. — Die Krone Pohlen wird fast immer verkauft, und — wie Voltaire sagt — meistens

an Ausländer, weil ein Pohle selten so reich ist, daß er sie kaufen könnte. Dreymal kauften sie Kurfürsten von Sachsen — und dazu wurden die Summen verwendet, wovon Friedrich redet. Wenn sie während ihrer Regierung Großen noch Geschenke machten, so geschah es blos in der Absicht, um sich einen Anhang zu verschaffen, der sich der Gegenparthey kräftig widersetzen könnte — nicht aber, um die Krone in ihrer Familie erblich zu machen. Die Könige von Pohlen aus dem Kurhause Sachsen kannten die Pohlen zu gut, als daß sie die Last eines so schwankenden Reichs ihrer Familie auf immer hätten aufbürden sollen. Hätten sie dieses gewollt, so würden sie den Anträgen, die man ihnen hierüber oft gemacht hat, mehr Gehör gegeben haben.

Friedrich mag nun diese Stelle aus Unwissenheit, oder aus Haß gegen die Könige von Pohlen und Kurfürsten von Sachsen niedergeschrieben haben, so bleibt es immer gewiß, daß er, als ein glaubwürdiger und unpartheyischer Geschichtschreiber, hier sehr wenig Glauben verdient.

Portrait,

welches Friedrich in einem Briefe an Voltairen (im 8ten Bande, S. 296. u. f.) von sich selbst entworfen hat. Er spricht hier, wie durchgängig in seinen Schriften, von sich in der dritten Person, um das Unangenehme der Egoisterey zu vermeiden.

Durch einen Zusammenfluß von glücklichen Umständen und günstigen Ereignissen, desgleichen durch die Urkunde der Fremden, ist Friedrich zu einem heroischen Phantom geworden, und niemand hat es sich einfallen lassen, an seiner Größe zu zweifeln. Ein Geschichtschreiber, der bey einem Theile seines Lebens als Zeuge gegenwärtig gewesen ist, hebt itzt mit unbescheidener Hand den Schleyer auf, und zeigt uns diesen Fürsten mit allen Fehlern der Menschheit — und ohne alle Tugend. Er ist nun nicht mehr jener universelle Kopf, der alles faßt und alles ergründen will, sondern ein Mann, der sich durch Staatsränke beherrschen läßt, die, weil sie neu waren, ihm einen gewissen Glanz gegeben und Andre hintergehen konnten; nicht mehr jener unerschrockene Krieger, der keine Gefahr kennt und fürchtet, sondern ein feiger, furchtsamer Prinz, den in der Noth seine Wildheit verläßt. Man sieht ihn im Frieden grausam, im Kriege schwach, von den Fremden bewundert, von seinen Unterthanen gehaßt; kurz, als einen Mann, der den Despotismus so weit trieb, als es ein Souverän nur kann, und bey dem das Glück den Mangel an Klugheit ersetzte. Die-

Dieses Gemälde ist so natürlich, dem Original so ähnlich, daß wir es mit einem einzigen Strich, den wir noch hinzuthun wollten, verunstalten würden. — Friedrich war doch ein vortrefflicher Maler!

Prahlerey.

Bekanntlich sind die Franzosen in den Militärwissenschaften unsre Lehrmeister gewesen. — Friedrich sagt aber in seinen Morgenstunden, er hätte auf seine Kriegsübungen ganz Europa aufmerksam gemacht, und der halben den Kopf damit verrückt. — Was sollte wohl Friedrich unter Kriegsübungen verstehen? Das Geschwindschiessen aus dem Feuergewehre? Das wird keinem Menschen den Kopf verrücken, auch verdient es die Aufmerksamkeit gar nicht, womit sich Friedrich schmeichelt. Das Geschwindschiessen hat ihm wenig Vortheil gebracht. Man darf nur seine Feldzüge lesen, (aber nicht in Friedrichs Geschichte) so wird man finden, daß er immer wenigstens eben so viel Leute verloren hat, als der Feind. — Versteht er unter Kriegsübungen die Kunst, sich in Festungen gut zu vertheidigen? — Nun dann darf er nur nach Prag gehen; da wird man ihm den rühmlichen Abzug seiner zurückgelassenen Besatzung mit allen verdienten Lobeserhebungen erzählen! Die Preußen waren nicht im Stande, sich so viele Tage in Prag zu halten, als die Franzosen sich Wochen wider eine zahlreiche Armee darinn vertheidigt hatten. Sie mußten mit Schimpf abziehen, sich von den prager Schönen mit selbsterzeugtem . . . . . Weihwasser be-

sprengen, und vom Pöbel mit Steinen und Schimpfwörtern begleiten lassen — der böhmischen Ausgelassenheit preußische Kaltblütigkeit entgegensetzen — und ihr Heil in der Flucht suchen, nachdem sie den größten Theil ihrer Bagage, ihres groben Geschützes, und ihres Magazins zurückgelassen hatten. — Sind das die Kriegsübungen, worauf ganz Europa aufmerksam war? Konnten diese Kriegsübungen der halben Welt den Kopf verrücken? — Ist dieses, liebe Leser! so bewahren Sie Ihre Köpfe; sie sind in großer Gefahr — sie möchten mehr als einmal verrückt werden, denn dergleichen Kriegsübungen haben die Preußen unter Friedrichs Anführung mehrmals gemacht.

Privatklugheit.

Friedrich theilt die Staatskunst in zwey Theile — in die Staatsklugheit, und in die Privatklugheit. Unter der erstern versteht er die Geschicklichkeit, auswärtige Mächte zu betrügen; und unter der letztern die Kunst, vor den Augen der Welt das zu scheinen, was man in der That nicht ist. Beyde aber nennet er selbst Betrügerey. Da wir von der Staatsklugheit unter dem Worte Staatskunst reden werden, so wollen wir uns hier nur bey der Privatklugheit verweilen.

„Ein Fürst — sagt Friedrich in seinen Morgen„stunden — muß sich niemals anders, als von der schönen „Seite zeigen. In allen meinen Handlungen behielt „ich den Schein bey. Vor den Augen meiner Unter-

„tha-

„thanen trank ich sehr wenig, und zeigte gegen alle „Frauenzimmer Verachtung. Mein Reisewagen ist ganz „einförmig, dafür hängt er aber desto bequemer in sei„nen Riemen, und ich schlaffe darinn eben so gut, als „in meinem besten Bette. Mein Mittagessen bestelle ich „allzeit selbst, und das ist so übel nicht. Wenn ich wo „an einem Orte anlange, sehe ich gemeiniglich sehr ab„gemattet aus, und so zeige ich mich dem Volke, in ei„nem schlechten Oberrocke, und ungekämmten Haaren. „Dergleichen nichtsbedeutende Kleinigkeiten machen öf„ters einen besondern Eindruck. — — Ich weis allen „meinen Reden den Anstrich zu geben, als ob ich mich „einzig und allein mit der Glückseligkeit meines Volks „beschäftigte. Einer meiner Unterthanen sagte einst zu „mir, ich müßte wohl von Herzen gut seyn, daß ich „mich noch immer fort strapazirte, da ich doch so „lange Kriege ausgestanden hätte. Ein anderer be„klagte mich von Herzen, als er meinen abgetragenen „Rock sah; der arme Tropf wußte aber nicht, daß „ich noch ein anderes gutes Kleid darunter anhatte. — „Bey der Musterung meiner Truppen überlese ich vor„her mit Bedacht die Namen aller Offiziers desjenigen „Regiments, das ich mustern will, und behalte drey „oder vier davon, nebst dem Namen der Kompagnie, „wobey sie stehen, im Gedächtniß; nach der Musterung „rufe ich sie bey Namen. Dieses giebt mir ein beson„deres Ansehen von Gedächtniß und Ueberlegung. — —

So suchte Friedrich seine Unterthanen zu täuschen. — Kann er nach dem, was er selbst gesteht, der sorgfältige Vater seines Volks gewesen seyn, der ein

Fürst

Fürst nach der Meinung, die er in seinem Versuche über die Pflichten der Regenten äußert, seyn soll? Kann seine Regierung so glücklich gewesen seyn, als seine Schmeichler sie ausposaunen wollten? — Er hatte von einem guten Regenten nichts als den — Schein! Man hielt Friedrichen den Großen für einen weisen Regenten; itzt klärt sichs auf, daß er nichts war, als ein — Heuchler.

Privatleben.

Im Sommer stand Friedrich um 5. im Winter aber um 6 Uhr auf. Meistens kleidete er sich allein an; bisweilen war auch ein Bedienter dabey. Wenn er völlig angekleidet war, dann —

Wer wissen will, was Friedrich in diesen Augenblicken gemacht hat, lese Voltairs geheime Nachrichten, wo er seine Neugierde über diesen Punkt ganz befriedigen kann.

Nach dieser unköniglichen Beschäftigung kam der Premierminister, (s. Justizwesen) einen Pakt Schriften unter dem Arm. Mit diesen Schriften amusirte sich der König eine Stunde. Um eilf Uhr hielt er die Wachparade. Nach der Wachparade gieng er in einen Saal, wo er Audienz zu geben pflegte, um zu sehen, ob ihn niemand zu sprechen verlange. Hier hielt er sich ein paar Minuten auf, auch wenn niemand zugegen

war;

war; dann setzte er sich zur Tafel. Nach der Tafel verschloß er sich in seinem Kabinete.

Ueber seine Beschäftigungen in diesem Kabinete haben die Geschichtschreiber verschiedene Meinungen. — Voltaire sagt, er habe bis um 5. oder 6 Uhr Verse gemacht. — Büsching hingegen läßt ihn während dieser Zeit Kabinetsbriefe unterschreiben und auf der Flöte blasen. — Der König, der wohl am besten wissen muß, was er gemacht hat, sagt in seinen Morgenstunden, er habe — geschlaffen! Und dieß stimmt mit seiner Unmäßigkeit im Essen und Trinken vollkommen überein. Was kann derjenige, welcher seinen Magen mit Speisen und starken Getränken anfüllt, besseres thun, als schlaffen?

Wenn Friedrich ausgeschlaffen hatte, kam ein junger Mensch, der ihm etwas aus einem Buche vorlas. Um 7 Uhr gab er ein kleines Konzert, worinn er selbst die Flöte blies. — Abends ward in einem kleinen Saale gespeist, dessen größte Zierde ein Gemälde war, wozu der König die Zeichnung entworfen hatte. s. Zotten. — Während dem Soupee wurde — wie Voltaire sagt — von allen abergläubigen Meinungen der Menschen mit der größten Freyheit und Verachtung gesprochen. Gott wurde geehrt; aber wer immer unter seinem Namen die Menschen betrogen hatte, ward verspottet und verlacht.

Friedrichs Pallast durften weder Weiber noch Priester betreten. — — — — —

So

So lebte Friedrich das ganze Jahr hindurch — die einzige Karnavalszeit ausgenommen. Da kam er einige Tage vor Weihnachten nach Berlin, wo er prächtige Opern, Bälle, Redouten und Tafel gab. Unter dieser anscheinenden Verschwendung lagen die eigennützigsten Absichten verborgen; außerdem, daß er doch seinem Hofe auch einmal eine Freude machen mußte, suchte er durch seine Pracht und durch den Aufwand, den er bey dieser Gelegenheit machte, Fremde nach Berlin zu locken, die in seiner Hauptstadt ihre gespickten Börsen leerten, und ausländisches Geld in Umlauf brachten.

Bey diesen Festen erschienen die großen Staats- und Kronbedienten, die sonst das ganze Jahr nicht zum Vorschein kamen.

Doch dauerten alle diese Lustbarkeiten nicht länger als 4. Wochen. Sie endeten sich mit Friedrichs Geburtstage; der König kehrte nach Potsdam zurück, um seine gewohnte Lebensart fortzusetzen. — — — —

Wer erkennet aus diesem Tagewerke den Weisen?

Quaker.

Die Quaker haben ihren Namen von dem englischen tu quåk, zittern, und heißen also auf deutsch: Zitterer.

Daß Friedrich — den man fälschlich der Freygeisterey beschuldiget — sich zu dieser christlichen Sekte

be-

bekannt habe, beweiſet die Schlacht bey Mollwitz unwiderſprechlich ſ. Heldenmuth.

Quakſalber.

Friedrich pfuſchte in alles — in die Dichtkunſt — in die Theologie — in die Rechtsgelehrſamkeit — in die Philoſophie — und in die Medizin. Wenn er gleich die Aerzte Quakſalber, und die Arzneykunſt Quakſalberey nannte, hinderte ihn dieſes doch nicht, ſelbſt Pillen zu verfertigen, und Voltairen zuzuſchicken. — Die einzige Kunſt, die Friedrich vernachläßigte, ungeachtet er alle andere Künſte hätte gegen dieſe vertauſchen ſollen, war die — Regierungskunſt.

Rache.

„Frankreich — ſagt Friedrich im 5ten Bande, S. 22. „u. f. — welches noch Ueberbleibſel von dem ſtolzen „Geiſte beſaß, der ſich zu den Zeiten Ludwigs des XIV. „ſo ſehr geoffenbart hatte, konnte es nicht verſchmerzen, „daß in Europa ſich ein wichtiger Vorfall (die Erhebung des Stanislaus Poniatowski auf den pohlniſchen Thron) ereignete, woran es keinen Antheil ge„habt hatte. Der Herzog von Choiſeul, (Premierminiſter am franzöſiſchen Hofe) der die königliche Ge„walt genoß, ohne den Namen davon zu führen, war „der unruhigſte und empfindlichſte Mann, der jemals in „Frankreich iſt gebohren worden; er ſah die Wahl eines

„Königs von Pohlen, woran sein Gebieter keinen Theil „gehabt hatte, als eine dem Königreiche angethanene Be„schimpfung an. Um diese eingebildete Beleidigung zu „rächen, würde er Frankreich augenblicklich in einen „neuen Krieg verwickelt haben, wenn er nicht durch „die Erschöpfung der Finanzen und durch die Abnei„gung, welche Ludwig der XV. vor dergleichen Unter„nehmungen hatte, wäre zurückgehalten worden. Er „hielt sich für sein Unvermögen, thätig zu seyn, dadurch „schadlos, daß er den Rußen bey jeder Gelegenheit we„he that. So wandte er sich, um der Kaiserinn den „Titel Majesté Imperiale (Kaiserliche Majestät) zu ver„weigern, an die französische Akademie, welche den Aus„spruch thun mußte, daß dieser Ausdruck nicht ächt „französisch sey. Dergleichen niedrige Rache ist frey„lich eines großen Herzens unwürdig; auch würde „ich dieser Armseligkeiten nicht erwähnen, wenn sie „nicht den Karakter der Menschen malten.„ — —

So klein auch diese Rache für einen großen Geist ist, so bedient sich doch Friedrich derselben in seiner Geschichte. Jeder preußischer Offizier, und wenn es auch ein Unterlieutenant wäre, heißt bey ihm: Herr von — — — und der Prinz Soubise: Herr Soubise. Den General Laudon nennt er bisweilen: Herr von Laudon — noch öfterer aber: Laudon — Herr Laudon — Partheygänger, wenn er gleich schon 20000 Mann kommandirte. Wer uns etwan keinen Glauben beymessen wollte, schlage den vierten Theil seiner Geschichte nach, so wird er es, von S. 20. an, beynahe auf allen Seiten, wo von den Oesterreichern die Rede

ist,

ist, bestättiget finden. — — Wie konnte Friedrich die Heldenthaten eines Mannes mit gleichgültigen Augen ansehen, dem er gar keinen Kopf zugetrauet hatte? Sich an ihm in etwas dafür zu rächen, nennt er ihn Laudon — Herr Laudon — Parthengänger. — — —

Friedrich ist dergleichen niedrige Rache eines großen Herzens unwürdig; auch würde ich dieser Armseligkeiten nicht erwähnen, wenn sie nicht Friedrichs Karakter malten.

Ränke.

Friedrich wußte sich durch Intriken und Geld in so manchem Kabinete einen heimlichen Anhang zu verschaffen, der denn immer, wenn von keinem Hofe mehr geboten wurde, Friedrichs Parthey nahm, und sein Ansuchen wirksam und thätig unterstützte. Weil es aber Friedrich dem Großen meistentheils an dem allmächtigen Metall gebrach, welches die Hofränke belebt und unterhält, so waren auch seine Intriken gemeiniglich von kurzer Dauer. Im 2ten Bande, S. 88. sagt er, in Rußland hätten die englischen Guineen über die preußischen Thaler den Sieg davongetragen. — — Gut, daß Friedrich von seiner Kunst, aus gutem Gelde schlechte Münze zu prägen, noch nichts an den Tag gegeben hatte, unsre Leser könnten sonst leicht auf den Gedanken verfallen, die preußischen Thaler wären unächt gewesen! Aber nein! damals lag der große Gedanke an eine so gewinnbare Arbeit noch unentwickelt in

Ephraims Kopfe. Wir müssen daher unsre Leser ersuchen, dießmal dem Autor Glauben beyzumessen. Sie können es um so leichter, da er uns nicht oft Gelegenheit giebt, Sie um diese Gefälligkeit bitten zu können.

Die preußischen Thaler waren doch nirgends im Ansehen; überall wurden sie verworfen, sobald man anderes Geld haben konnte! Friedrich sagt im 3ten Bande, S. 311. sogar in Konstantinopel hätte man die französischen Louisd'or und die kaiserlichen Dukaten den preußischen Thalern vorgezogen.

So viele Ränke auch Friedrich zu spielen suchte, so war er doch äußerst ungehalten, wenn ihn andere in Hofintrikenmachen übertrafen. „Die französische Ungestümheit, sagt Friedrich im 3ten Bande, S. 111. „welche den Geist dieser Nazion von einem Aeußersten „zum andern treibt (vom König von Preußen zum Haus Oesterreich; denn er spricht hier von dem Bündnisse zwischen Frankreich und Oesterreich. Er konnte es den Franzosen nicht vergeben, daß sie ihn verlassen, und sich mit seiner Feindinn verbunden hatten) der Mangel an Plan bey den Ministern, die „bereits bey dem König obwaltende Erbitterung wider „den König von Preußen, die Neuheit und die Mode, „machten dieses Bündniß mit den Oesterreichern bey „Hofe so beliebt, daß man es als ein Meisterstück der „Staatsklugheit betrachtete. Die kaiserlichen Minister „waren immer allein Mode, und sie benutzten den Einfluß, den sie auf Ludwigs XV. Staatsrath hatten, „so meisterlich, daß durch ihre geschickten Ränke

„ke statt 24000 Hilfstruppen 100000 über den Rein „giengen.„ —

Daß doch die sonst so leichtsinnigen und veränderlichen Franzosen gerade in diesem Punkte so beständig seyn mußten! Hätten sie nicht auch einmal die preußischen Minister Mode machen können?

Sich über den Verdruß seiner so fruchtlos gespielten Ränke in etwas zu trösten, sagt er im 1sten Bande, S. 63. die Staatskunst kleiner Fürsten bestehe in List und Ränken. — Sollte wohl Friedrich Demuth genug besessen haben, sich unter kleine Fürsten zu zählen? Oder glaubte er, seine politischen Streiche so ingeheim ausgeführt zu haben, daß die Welt nichts davon erfahren hätte? Da dem Ersteren die großen Prahlereyen, die in seinen Schriften so häufig vorkommen, widersprechen, so müssen wir nothwendigerweise das Letztere annehmen. — Friedrich spricht sich hier selbst sein Urtheil. Wir nehmen ihn beym Worte und sagen: Ein Fürst, dessen ganze Staatskunst nur in List und Ränken bestehet, kann nicht groß seyn; Friedrichs ganze Staatskunst bestand in List und Ränken, folglich — — — doch warum sollen wir unsern Lesern den alten Schulstaub wieder ins Gesicht blasen — der Schluß folgt ja von selbst!

Regierung.

So gepriesen Friedrichs Regierung war, so unzufrieden waren seine neuen Unterthanen. Der Grund dieses

Mis-

Misvergnügens ist in den großen Finanzverbesserungen zu suchen, die Friedrich in Schlesien vorgenommen hatte. Nach dem Ausspruch der preußischen Geschichtschreiber herrschte in Breslau unter den Bürgern und Soldaten nichts, als Verrätherey. Auch hielt sich die Besatzung, nach der für die Preußen so unglücklichen Schlacht bey Breslau, nicht länger, als einen Tag. Man gestattete ihr freyen Abzug — aber die meisten wollten lieber bleiben, als abziehen. — Friedrich, der das alles wissen mußte, sagt in seiner Geschichte kein Wort davon — — — vermuthlich um den *Widerwillen erregenden und eckelhaften Egoismus zu vermeiden,* wie er in der Vorrede zum 5ten Bande sagt.

Religion.

„Die Religion — sagt Friedrich in seinen Morgen„stunden — ist in einem Staate unumgänglich noth„wendig. Es würde thöricht seyn, wenn man diesen „angenommenen Grundsatz anfechten wollte, und derje„nige Regent handelt unschicklich, der seinen Untertha„nen damit zu freveln erlaubt. Derjenige Regent aber „besitzt auch keine große Klugheit, der selbst Religion hat. „Nichts in der Welt tirannisirt das Herz und den Geist „mehr, als die Religion, weil sie sich weder mit unsern „Leidenschaften, noch mit den großen Staatsabsichten, „die doch ein Monarch haben muß, zusammenreimen läßt. „Wer sich vor einer Hölle fürchtet, wird zum leibhaften „— Kapuziner.„

Ein

Ein Hauptgrund also, warum ein König — nach Friedrichs Meinung — keine Religion haben dürfe, ist: weil er alsdenn seine Leidenschaften, seinen Ehrgeiz, und besonders seine Eroberungssucht nicht befriedigen kann, ohne diese Befriedigung für eine Ungerechtigkeit zu halten. — Weiser Friedrich! es giebt ältere Gesetze, als diejenigen sind, welche eine geoffenbarte Religion uns vorschreibt. Es giebt Gesetze, die so alt sind, als das Menschengeschlecht — die jedem Menschen ins Herz geschrieben sind — die auch der verhärteste Bösewicht nicht läugnet — und die von keinem übertreten werden können, der nicht für einen Unmenschen gehalten seyn will. Und schon nach diesen Gesetzen ist es keinem Fürsten erlaubt, seine Nachbarn aus ihren Besitzungen zu vertreiben, wenn er kein gegründetes Recht darauf hat. Ein Monarch kann sich über theologische Systeme hinwegsetzen, ohne daß es für die Welt nachtheilige Folgen haben könnte; die Naturgesetze aber kann er nie verläugnen, wenn seine Grundsätze der Welt nicht äußerst schädlich werden sollen. Die Naturgesetze allein sind es, welche die Bände der menschlichen Gesellschaft befestigen — läugnet man diese Gesetze, so löst man diese Bände auf, und alle Ruhe und Sicherheit, die aus der Vereinigung entstanden war, verschwindet. — Würde Friedrich so namenloses Elend über Deutschland verbreitet haben, wenn er die Naturgesetze nicht verläugnet hätte? — Friedrich sagt selbst in einem seiner Briefe an Voltairen (im 10ten Bande, S. 16.) daß man des Zaums der Religion nicht bedürfe, um das Volk in Ordnung zu halten — — eine Gesellschaft könne nicht ohne Gesetze, wohl aber ohne positiver Religion bestehen, wenn

nämlich Oberhäupter vorhanden sind, die durch Leibesstrafen den großen Haufen zum Gehorsam gegen die Gesetze nöthigen. Gehören die Oberhäupter der Gesellschaft nicht zur Gesellschaft? Wer soll sie zur Befolgung der Gesetze anhalten, wenn sie selbst diesen Gesetzen keine Achtung erweisen? Er spricht zwar in dieser Stelle von den bürgerlichen Gesetzen; worauf gründen sich aber die bürgerlichen Gesetze? Gründen sie sich nicht auf die Naturgesetze? —

Merkwürdig ist es, daß Friedrich, der gar keine Religion hatte, immer Leute fand, die ihm gerade der Religion wegen zugethan waren. Die Protestanten in Schlesien zeigten während den schlesischen Kriegen eine Anhänglichkeit an Friedrich, die ihren Grund nur in der Religion haben konnte. Was konnte sie anders zu einer Treulosigkeit bewegen, als ein übertriebener Religionseifer? Sie ersparten dem Könige die Munizion und öffneten ihm ihre Thore, ohne daß er sich die Mühe geben durfte, sie zur Uebergabe auffordern zu lassen. — Die Schlacht bey Leuthen hätte er nicht gewonnen, wenn nicht die würtembergischen Truppen, aus Liebe zu dem irreligiösen Friedrich, gleich beym ersten Angriffe davon gelaufen wären.

Daß Friedrich eine neue Religion stiften wollte, haben wir schon unter dem Worte Christenthum gesagt.

Neue

Reue (späte).

Friedrich hatte den siebenjährigen Krieg aus Vorwitz angefangen; doch fand er während diesem Kriege Gelegenheit genug, seinen Vorwitz zu bereuen. — Nach der Schlacht bey Leuthen rief er aus: **Wenn werden meine Qualen enden!** — Diese Reue kam zu spät. Hier waren Seufzer fruchtlos. — — Sollte aber ein Leser, der mit Friedrichs Geschichte nicht bekannt genug ist, nicht glauben, Friedrich wäre an all dem Blute unschuldig gewesen, das Deutschland in Strömen durchfloß? — Mögen ihn einige für unschuldig halten — von unsern Lesern erwarten wir es, daß sie sich von Friedrichs Heucheley nicht werden hintergehen lassen.

Rheinsberg.

Ein Städtchen mit einem schönen Schlosse und prächtigen Gärten, die Friedrich dem Großen ihre Schönheit zu verdanken haben. Friedrich Wilhelm hatte es seinem Kronprinzen im J. 1734. zum Geschenke gemacht. Dieser ließ Gärten anlegen, und das Schloß in bessern Geschmack herstellen. Ueber dem Eingang stand die Aufschrift: Friderico tranquillitatem colenti. Wäre Friedrich das in der That gewesen, was er hier zu seyn vorgab, so könnte doch die Nachwelt seinen Namen ohne Schaudern lesen; aber — der ruheliebende Friedrich ward zum Menschenwürger — opferte Tausende seinem Ehrgeize auf — übertrat die heiligsten Gesetze — und

weswegen? Um ein Stück Erde, das man auf der Weltkugel kaum erblickt! — — In diesem Rheinsberg verlebte Friedrich die Zeit, die er sich selbst überlassen war, an der Seite seiner Freunde — eines Chasots, Kaiserlings, Jordans und Knobelsdorfs. Die Tage verflossen ihm hier, unter abwechselnden Vergnügungen, wie Augenblicke. Der Morgen war — wie er selbst in einem seiner Gedichte sagte — den Musen gewidmet, der Mittag einer gutbesetzten Tafel, und der Abend dem Bacchus und der Venus. — Alle diese Beschäftigungen hatten die wichtigsten Folgen. Mit seinen Versen prellen nun die berliner Buchhändler das Publikum; durch sein übermässiges Essen und Trinken zog sich Friedrich das Podagra und die Gicht zu, und mit seinen Liebeshändeln die . . . . . .

Ruhestätte.

Friedrich starb — ungern zwar — aber er starb, und sein großer Geist eilte — ich weis nicht wohin? — vermuthlich in Alkmenens Schoos. — Friedrichs Wunsch war es immer gewesen, in Sanssouci neben seiner geliebten Hündinn Alkmene begraben zu werden; allein sein Nachfolger fand es etwas unschicklich, daß ein König und ein Hund in einer und in ebenderselben Gruft liegen sollten, und ließ ihn in der Hof- und Garnisonskirche zu Potsdam beysetzen.

Sakramente.

Friedrich macht in seinen hinterlassenen Werken im 1sten Bande, S. 33. dem Kardinal Fleury den Vorwurf, er habe bey einer schweren Krankheit die Sakramente seiner Kirche nicht gebrauchen wollen. — Dieser Vorwurf kann gegründet seyn; aber in Friedrichs Munde klingt er äußerst widrig und unangenehm. Friedrich, der selbst als Pabst das Sakrament seiner Kirche nicht brauchte — die Religionsübungen für überflüßig hielt — und die Religion für Menschenerfindung ausgab — konnte hier den Kardinal unmöglich mit Recht tadeln. — Daß Fleury — wie Friedrich ferner sagt — von dem Bette seiner Mätressen aus die Jansenisten verfolgte, und in den Armen seiner Buhlerinnen den Bischöffen Orthodoxie predigte — ist wahr; allein Friedrich wäre gewiß in diesem Punkte der Meinung des Kardinals gewesen, wenn ihm nicht gewisse bedenkliche Umstände das Gegentheil nachdrücklich empfohlen hätten! — — Wir hätten also abermals einen Beweis, daß Friedrich das an andern tadelt, was er entweder selbst wirklich gethan hat, oder doch gethan haben würde, wenn es die Umstände erlaubt hätten.

Salomo.

Voltaire nennt Friedrich den Großen öfters Salomo von Norden. Da viele Voltairen deswegen für einen Schmeichler halten könnten, so wollen wir untersuchen,

ob

ob Friedrich diesen Beynamen verdiente. Friedrich und Salomo haben sehr große Aehnlichkeiten mit einander. Beyde lebten von dem Schweiß ihrer Unterthanen, die sie durch ihre Kontribuzion in Armuth setzten. — Beyde bauten gerne; nur mit dem einzigen Unterschiede, der Morgenländer baute fest und gut, Friedrich aber leicht und schlecht. — Beyde haben sich in der Welt einen Namen erworben — jener durch seine Gerechtigkeit, dieser durch seine Ungerechtigkeit. — Beyde hatten den Grundsatz, daß die Wollust das höchste Gut sey. — Beyde errichteten Tabagien; der Morgenländer für sich *), Friedrich für seine Unterthanen. — Beyde erkannten die Eitelkeit aller menschlichen Dinge **). — Beyde giengen vom Theater — ohne Beyfall, weil sie für ihre Völker zu weinerliche Rollen gespielt hatten. Beyde Nachfolger wurden gebeten, das Unrecht, welches sie den Menschen gethan hatten, zu vergüten, und die ihren Unterthanen aufgelegte Bürde zu erleichtern. —

Sardinien.

„Der König von Sardinien — sagt Friedrich im „4ten Bande, S. 60. — war in Aberglauben verfallen, „und hatte seinen kriegerischen Geist verloren.„ — Woher

---

*) Daß der morgenländische Salomo ein starkes Serail hatte, ist bekannt.

**) Unter der Sonne ist alles eitel, schreibt Salomo — O Eitelkeit, Eitelkeit! es ist alles ganz eitel! sagt Friedrich im 1sten Bande, S. 245.

her dieses ungünstige Urtheil? Friedrich suchte Hilfe; konnte sie aber nirgends, auch nicht einmal bey den Türken und Tartarn finden. Seine Lage war nach dem Feldzuge 1759. äußerst bedenklich — sie in etwas zu verbessern, schickte er einen gewissen Cocceji nach Sardinien, umt den König zu einer kleinen Diversion in Italien zu bereden. Allein der König von Sardinien dachte zu edel, als daß er seine Nachbarn, ohne gegründete Ursache dazu zu haben, in ihren Besitzungen hätte angreifen sollen. Er ließ sich zu nichts bereden, und Friedrichs Hoffnung, sich von dieser Seite einige Erleichterung zu verschaffen, verschwand. — Ich glaube, nun werden meine Leser den Verfasser besser verstehen. Wer nicht Natur, und Völkerrecht übertritt, ist abergläubig — wer nicht ungerechte Kriege anfängt, hat den kriegerischen Geist verloren. — Friedrich verspricht in der Vorrede zu seinen Werken, er wolle die Fürsten so schildern, wie sie sind. Hier hat er sein Versprechen sehr gewissenhaft erfüllt.

Schadloshaltung.

Der König von England hatte von einigen deutschen Fürsten Lebensmittel für seine Armee erhalten. Als diese ihre Bezahlung forderten, ließ er ihnen sagen, sie könnten froh seyn, daß er sie wider ihre Feinde vertheidigte — diese Lieferungen wären noch die geringste Belohnung, die er für seine Dienste fordern könnte. Friedrich tadelt bey dieser Gelegenheit den König von England, sagt aber nicht, daß er mit dem Könige von Pohlen

len nicht besser verfahren. Friedrich hatte sich den Durchzug durch Sachsen erbeten, als er das zweytemal wider Maria Theresia zu Felde zog; und dabey versprochen, daß er den Schaden, den seine Truppen den sächsischen Unterthanen machen würden, ersetzen, und die Lieferungen an Lebensmitteln bezahlen wollte. Die Preußen marschirten durch Sachsen, verursachten großen Schaden, lebten auf Kosten der Einwohner, und Friedrich zahlte — nichts! Solche Stückchen müssen wir anführen, weil sie Friedrich in seinen Schriften verschweigt.

Schlachten.

Friedrich hatte alle seine Siege dem Ungefähr und der Geschicklichkeit seiner Generals zu verdanken. Er selbst verstand von der Kriegskunst sehr wenig. Dieses zu erweisen, dürfen wir nur seine gelieferten Schlachten kürzlich durchgehen.

Die Schlacht bey Mollwitz wird gewiß kein wahrheitliebender Schriftsteller unter Friedrichs Heldenthaten zählen, wenn er seinen Ruhm nicht mit einer beissenden Satyre auf seine dabey geäußerte Furcht verdunkeln will. s. Heldenmuth.

Die Czaslauer Bataille hatten die Oesterreicher schon ganz gewonnen, als ihnen der Sieg durch die ungarischen Truppen wieder entrissen wurde. Diese damals noch undisziplinirten Krieger sollten, dem Plan des kom-

man-

mandirenden Generals gemäß, den Preußen in den Rücken fallen, sobald diese anfangen würden zu wanken. Hätten sie diesen Befehl vollzogen, so wären die Preußen verloren. Allein sie mußten vor dem preußischen Lager vorbey marschiren, wenn sie dem Feinde in den Rücken kommen wollten. Da dieses Lager von seinen Vertheidigern ziemlich entblößt war, so glaubten die Ungarn nicht vorbeymarschiren zu dürfen, ohne es auszuplündern. Sie hielten sich bey der Plünderung so lange auf, daß sie zu spät kamen. Bey ihrer Ankunft waren die Preußen zwar zurückgeschlagen, aber sie hatten Zeit gehabt, sich mit ihrer Infanterie auf einer Anhöhe festzusetzen, wo sie nicht zu vertreiben waren — Die Preußen hatten den Sieg und die Ungarn die Beute.

Macht die Schlacht bey Hohenfriedberg Friedrichs Politik Ehre, so giebt sie doch keinen Beweis seiner Tapferkeit.

Bey Soor verdiente der König, nach seinem eigenen Geständnisse, geschlagen zu werden. Prinz Karl hatte zum Angriff einen so schönen Plan entworfen, daß Friedrich, der, wie er im 2ten Bande, S. 226. sagt, überrascht wurde, unfehlbar geschlagen worden wäre, wenn ihm nicht die Ungarn, durch ihre unzeitige Plünderung, abermals den Sieg verschafft hätten.

Die Kesselsdorfer Schlacht, wo die Preußen schon zweymal zurückgeschlagen waren, war verloren, wenn nicht die Grenadiers die Anhöhen bey Kesselsdorf zu

früh

früh verlassen, und den flüchtigen Feind mit Siegsgeschrey verfolgt hätten.

Nicht minder hatte Friedrich den für ihn glücklichen Ausgang der blutigen Pragerschlacht einem Zufall zu verdanken. Die Preußen wurden bey jedem Angriff zurückgeschlagen, und die Schlacht schien für sie schon verloren, als der tapfere Schwerin einem Fähnrich die Fahne wegriß, und seine Leute gegen den Feind führte. Schwerin fiel zwar, aber sein Tod war die Losung zu neuem Kampfe. Seine Kühnheit hatte seinen Kriegern Muth eingesprochen. Den Tod ihres tapfern Generals zu rächen, giengen sie mit Heldenentschlossenheit gegen den Feind, kämpfen muthig, und siegten. Diesen Sieg erleichterte ihnen der rechte Flügel der Oesterreicher, der sich im Verfolgen zu weit von der Armee entfernt hatte, und durch einige preußische Regimenter ganz von ihr getrennt worden war. Er kam zwischen zwey Feuer und mußte sich zurückziehen. Der linke Flügel, welcher der preußischen Macht allein nicht widerstehen konnte, mußte ebenfalls weichen. — Und so verschafften Schwerins Tod und die Uebereilung der Oesterreicher unserm Helden abermals einen Sieg.

Was Friedrich durch Zufall und durch fremde Tapferkeit bisher gewonnen hatte, verlor er in der einzigen unglücklichen Schlacht bey Kollin. Diese Schlacht, die er hätte vermeiden können, wenn er den Feind in einer vortheilhaften Stellung erwartet hätte, wird ein ewiges Denkmal seiner Unwissenheit bleiben.

In der Roßbacher Bataille konnte Friedrich wenig Lorbeeren sammeln — denn Leute verfolgen und niederhauen, die freywillig das Gewehr wegwerfen und davonlaufen, ist eben keine sonderliche Heldenthat.

Die Schlacht bey Leuthen hätte Friedrich nicht gewonnen, wenn nicht die würtembergischen Truppen, aus Liebe zur protestantischen Religion, die Friedrichen gleichgültig war, gleich beym ersten Angriffe ihre Geschicklichkeit im Laufen bewiesen hätten.

Die Torgauer Bataille war das Werk der Verzweiflung. Den Tag vor dieser Schlacht sagte er zu seinen Offizieren! Wenn wir geschlagen werden, so gehen wir alle zu Grund, und ich zuerst. — Daß er diese Bataille nicht gewonnen haben würde, wenn Herr von Odonel, der die kaiserliche Reiterey befehligte, den Prinzen von Holstein angegriffen hätte, gesteht Friedrich selbst im 4ten Bande, S. 148.

Konnten alle diese Siege Friedrichen zu keiner sonderlichen Ehre gereichen, so werden es die beyden Schlachten, bey Lowositz und Zorndorf, noch weniger, denn bey beyden machten ihm die Feinde den Sieg streitig.

Kann Friedrich mit Recht der Held des achtzehnten Jahrhunderts genennt werden?

Schmähsucht.

Friedrich, der sich bey Verfassung seiner Schriften den Zweck vorgesetzt hatte, sich der Nachwelt in einem vortheilhaften Lichte zu zeigen, sucht seine Zeitgenossen in eben dem Grade herabzusetzen, als er sich erhebt. Im 1sten Bande, S. 65. sagt er: der Kurfürst von Kölln hätte mit seinen Truppen, wie ein Ochsenhändler mit Vieh gehandelt. Sollte Friedrich, der unpartheysche Geschichtschreiber — der das Glück der österreichischen Waffen, nach dem breslauer Frieden, nicht mit gleichgültigen Augen ansehen konnte — dieses nicht aus Neid gesagt haben? Hätte der damalige Kurfürst von Kölln seine Truppen seinem unglücklichen Bruder, Kaiser Karl dem VII. überlassen, gewiß! Friedrich hätte ihn seinen Menschenhandel ungeahndet fortsetzen lassen! Da er aber seine Truppen Marien Theresien überließ — nennt er ihn einen Ochsenhändler. Gesetzt auch, dieses Gleichniß wäre so passend, als Friedrich glaubt, könnte man ihm nicht ein anderes, nicht minder passendes entgegensetzen? Was würde wohl Friedrich sagen, wenn man ihn mit einem Fleischhacker vergleichen wollte? Friedrich führte die Menschen mit langsamen überlegten Schritten zur Schlachtbank, und berechnete schon im voraus den Gewinn, den er aus ihrem Tode ziehen würde — der Fleischhacker thut das nämliche.

Schnitzer.

Friedrich hatte sich durch seine Schnitzer, nach der im J. 1744. gemachten Eroberung von Prag, in eine so üble Lage gesetzt, daß er mit seiner ganzen Armee in Gebürgen gleichsam vergraben, und von dem übrigen Europa abgesondert war. Bathiani hatte, gleich den dritten Tag nach Friedrichs Abzug von Prag, einige tausend Kroaten und Husaren nach Beraun und Königssal detaschirt, die dem Könige alle Kommunikazion mit seiner Besatzung, die er in Prag gelassen hatte, und alle Lieferungen, die das platte Land machen sollte, abschnitten. Einen ganzen Monat lang wußte Friedrich nicht, was in dem übrigen Europa vorgieng. Die Kroaten fiengen zwey Felleisen auf, die für ihn bestimmt waren. — Diese Schnitzer, die ihm keine sonderliche Ehre bringen, von sich abzulehnen, sagt er im 2ten Bande, S. 102. Man müßte bedenken, daß in Böhmen der hohe Adel, die Geistlichkeit, und die Beamten dem Hause Oesterreich sehr zugethan wären; daß der Unterschied in der Religion diesem eben so dummen als abergläubigen Volke eine unüberwindliche Abneigung gegen die Preußen einflößte; und daß endlich der Hof den Bauern, die alle Leibeigene sind, befohlen hätte, ihre Hütten bey Annäherung der Preußen zu verlassen, ihr Getraide zu vergraben, und in die benachbarten Waldungen zu flüchten; wobey ihnen eine Ersetzung alles Schadens, den sie von preußischer Seite erleiden möchten, versprochen worden wäre. Daher hätte die Armee auf ihren Wegen nichts als Wüsteneyen und

leere Dörfer gefunden (wie ehedem die Sachsen in Schlesien). Niemand hätte Lebensmittel zum Verkauf ins Lager gebracht, und der gemeine Mann hätte, aus Furcht vor den äußerst strengen Strafen der Oesterreicher, sich durch kein Geld bewegen lassen, Nachrichten, die man in Ansehung der Feinde von ihm begehrt hätte, mitzutheilen. — —

Dieß sind allerdings wichtige Gründe; Friedrichs ungeheure Schnitzer können schon damit entschuldiget werden. Hätte das Genie, bey dessen Werden die Natur ihre ganze Schöpfungskraft aufgeboten hatte, nicht all das Ungemach voraussehen sollen, das aus seinem unüberlegten Schritte erfolgen mußte? — Macht es Friedrich dem Adel, der Geistlichkeit und den Beamten zu einem Verbrechen, wenn sie ihrer rechtmässigen Königinn treu bleiben? Er sagt es selbst, (unter dem Worte Meineid) daß Treue und Redlichkeit bey Königen noch zu finden seyn sollten, und wenn sie auch von dem übrigen Erdboden gänzlich vertilgt wären. — Und hier will er andere zur Untreue verleiten! Heißt das nicht eben so viel, als: mir zum Besten könnet ihr schon meineidig und treulos werden; denn nur das ist Meineid, wenn man mir einen Eid geschworen hat, und ihn in der Folge bricht? — Aber welche Logik! Wer um Friedrichs willen nicht an seinem Vaterlande zum Verräther wird, ist dumm und abergläubig! —

Konnte Friedrich, nachdem er die Sachsen schon so schändlich hintergangen hatte, hoffen, daß die Böhmen Lebensmittel in sein Lager zum Verkauf bringen würden?

den? Hatten sie für ihre Lieferungen mehr zu erwarten, als er den Sachsen gegeben hatte, die doch nicht seine Feinde waren? Ein Fürst, der seine Truppen in einem neutralen Staate, durch den er sich blos den Durchzug erbeten hat, auf Kosten der Einwohner leben läßt, wird die Lieferungen seiner Feinde gewiß noch weniger bezahlen! — — Friedrich schickte viele seiner Unterthanen aus blossem Verdacht einer Treulosigkeit nach Spandau, und ließ sogar dem geheimen Rathe Ferber den Kopf abschlagen, ungeachtet die Verrätherey noch gar nicht erwiesen war, deren man ihn beschuldigte — und gleichwohl verlangt er von den böhmischen Unterthanen, daß sie ihrer Monarchinn untreu werden, und um seinetwillen sich aufhenken lassen sollen — — wunderbare Zumuthung?

Friedrich verbessert die Fehler, die er im Felde gemacht hat, sehr schön — auf dem Papiere. Die Geschichte seiner Feldzüge ist voll solcher Verbesserungen. Ob sich Fehler, die man mit dem Degen begangen hat, mit der Feder wieder verbessern lassen, mögen unsre Leser entscheiden.

Schriften.

Friedrich, der von seiner Gelehrsamkeit wenigstens eben so sehr überzeugt war, als von seinen Heldenthaten, schickte einst seiner Akademie zu Berlin eines seiner Manuskripte, unter einem fremden, unbekannten Namen. Er schmeichelte sich schon im voraus, daß diese

Schrift

Schrift den Beyfall dieser gelehrten Gesellschaft erhalten würde. Allein die Akademie fand diese Schrift nicht einmal einer Erwähnung würdig. Friedrichen war dieses Urtheil um so unerwarteter, da er gewohnt war, seine Schriften von der Akademie loben zu hören. Statt den wahren Grund davon zu errathen, verfiel er auf den Gedanken, diese Akademie könne wohl nicht so gelehrt seyn, als sie bisher geschienen, weil sie die Schönheiten eines Werks nicht erkannt hatte, dessen Verfasser er gewesen war. Diese Sünde konnte Friedrich der Akademie nie vergeben. Er spottete nun ihrer bey aller Gelegenheit, und nannte ihre Mitglieder Ignoranten. Leute, die Friedrichs Schrift zu loben verstanden, konnten unmöglich Gelehrte seyn! — Vielleicht war dieß das einzigemal, wo ihn seine Akademie aufrichtig beurtheilt hatte. — Würde man wohl die Werke, die itzt unter seinem Namen erschienen sind, einer Erwähnung gewürdiget haben, wenn ihr Verfaßer unbekannt gewesen wäre?

Schulden.

Das Freudenleben, das Friedrich mit seinen Freunden in Reihnsberg führte, kostete Geld. Da ihm sein Vater nicht so viel gab, daß er seine Ausgaben davon hätte bestreiten können, so fieng er an, zu borgen. An Leuten, die ihm ansehnliche Summen vorstreckten, fehlte es nicht. Alle gaben willig ihr Geld hin, das sie einst mit reichlichen Interessen zurück zu erhalten hoften. Doch sie hatten sich betrogen. Sie verloren mit den

Interessen zugleich auch das Kapital. Friedrich fand beym Antritte seiner Regierung 72. Millionen in seinem Schatz, und fertigte alle seine Gläubiger mit den Worten ab: Ich will euch einem Kronprinzen Geld leihen lehren! — So wie alle seine Handlungen ihre Lobredner gefunden haben, so fehlt es auch dieser nicht daran. — Ich, der ich blos nach dem Naturrechte diese Sache beurtheile, finde so viel Rühmliches eben nicht darinn. Einem Könige macht es sehr schlechte Ehre, wenn er die Schulden nicht bezahlt, die er als Kronprinz gemacht hat. War Friedrich auch, nach den bürgerlichen Gesetzen, von der Zahlung dieser Schulden befreyet, so konnte ihn doch nichts von der Beobachtung des Naturrechts loszählen, nach welchem auch die Schulden der Minderjährigen bezahlt werden sollten.

Schweidnitz.

Alle preußische Geschichtschreiber sagen, daß Laudon durch die Eroberung von Schweidnitz, welches er in einer Nacht einnahm, die glänzendste und kühnste That ausgeführt hätte, die im ganzen siebenjährigen Kriege geschehen wäre. Friedrich aber, der den Glanz dieses Helden bey aller Gelegenheit zu verdunkeln sucht, sagt im 4ten Bande, S. 207. Laudon hätte Schweidnitz blos durch Verrätherey bekommen — Allein wir wissen schon, welchen Glauben Friedrich als Geschichtschreiber verdient.

Seidliz.

Der General Seidliz hatte sich bey verschiedenen Gelegenheiten, bey Roßbach besonders, ausgezeichnet. Diesen Umstand benützte Friedrich zu einem Bonmot. Seidliz starb an einer unheilbaren Krankheit, die er sich durch sein wollüstiges Leben zugezogen hatte. Einige Tage vor seinem Ende besuchte ihn Friedrich, und sagte unter andern zu ihm: Nicht wahr, die Franzosen haben sich gerochen? — Kann man nicht in eben diesem Sinne sagen, Friedrich hat sich bey Roßbach an den Franzosen gerochen? (s. Zeichen am Leibe.)

Selbstmord.

Friedrich müßte kein großer Geist gewesen seyn, wenn er über den Selbstmord die Alltagsmeinungen unsrer Philosophen hätte hegen wollen. — „Wenn mir es in „einem Hause nicht gefällt — pflegte er zu sagen — so „kann ich ausziehen; sollte es meiner Seele nicht er„laubt seyn, ihre Wohnung zu verlassen, wenn sie ihr „nicht mehr gefällt? Man hat mich in die Welt gesetzt, „ohne mich darum zu befragen; sollte man mich hin„dern können, sie nach meinem Gefallen zu verlassen?„ — Friedrich trug den ganzen siebenjährigen Krieg hindurch Gift bey sich, und war einigemal entschlossen, seine unglückliche Laufbahn damit zu enden, aber — immer hielt ihn eine gewisse Furcht, die sonst nur kleinen Geistern eigen seyn soll, von der Ausführung eines so

großen Projekts zurück. So verunstaltet und baufällig auch das Haus war, das seine Seele bewohnte, so gefiel es ihr doch noch darinn. Es würde sie niemand getadelt haben, wenn sie ausgezogen wäre. — Friedrich vertheidigte den Selbstmord, hatte aber nie Entschlossenheit genug, seine Grundsätze in Ausübung zu bringen: ja er that alles mögliche, um sein Leben nur noch Wochen und Tage zu fristen — — Dieß gehört unter die großen Widersprüche, die wir in Friedrichs Leben häufig finden.

Seufzer

um ein seliges Sterbestündlein.

Ich bin ein alter abgelebter Kerl. Die Maschine will nicht mehr aushalten. Der Teufel wird mich wohl bald holen! — — Friedrichs eigene Worte.

Spiel.

Friedrich spielte sehr selten. Dieses würde uns wenig interessiren, wenn die Ursache, warum Friedrich alle Spiele so sorgfältig vermied, nicht unsere Aufmerksamkeit verdiente. Er entdeckt sie selbst in seinen Morgenstunden. „Ich fand Vergnügen am Spiel — sagt er — konnte es aber nie so weit bringen, daß ich mit „Gleichgültigkeit verloren hätte. Ueberdieß ist das Spiel „der Spiegel der Seele. Ich würde daher meine

„Rechnung gar nicht dabey finden, wenn ich andern die „meinige so offen zeigen wollte.„

Friedrich, der — wie es aus dem 2ten Bande, S. 28. erhellet — einsah, wie schwer es sey, eine geborgte Rolle bis ans Ende zu spielen, mußte das Spiel, das ihm seine Maske zu bald entrissen haben würde, vermeiden. — Was sollen wir aber von einem Fürsten halten, der es für nöthig findet, selbst in dem Innern seines Pallastes eine Maske zu tragen? Hätte Friedrich diese Vorsicht nöthig gehabt, wenn er der gewesen wäre, wofür er sich in seinen hinterlassenen Schriften ausgiebt?

Spion.

Unter die Handlungen, die Friedrich nicht sonderlich zur Ehre gereichen, gehört auch das, daß er durch niederträchtige Bestechungen die Staatsdiener auswärtiger Mächte zum Meineid und zur Untreue verleitete. Er hatte an den meisten Höfen seine Spione, die ihm für den Diebsgehalt, den er ihnen gab, die Kabinetsgeheimnisse verriethen. So machte der eigene kaiserliche Legazionssekretär Weingarten der Jüngere an seiner Monarchinn in Berlin den Verräther. — In Dresden hatte er einen Kabinetssekretär, der ihm die Geheimnisse seines Hofes in Abschriften zuschickte. Ueberdieß waren, wie er in seinen Morgenstunden sagt, einige von seinen Gesandten Leute, die, um hinter die Geheimnisse der Großen zu kommen, ihnen wohl die Rocktaschen ausge-

gesucht hätten. — — Selbst in Berlin hielt er Spio-
ne. Er wußte genau, was in den verschiedenen Privat-
gesellschaften gethan und gesprochen wurde. Er bekümmerte sich um alles; alles mußte er wissen, sogar was man in diesem oder jenem Hause für Wein getrunken hatte. — — In der Auswahl dieser Spione bestand Friedrichs ganze Geschicklichkeit. Erreichte er durch diese Spione seine Absichten, so fragt sichs nur, ob die Mittel, deren er sich bediente, erlaubt oder unerlaubt waren, und ob sie sich mit der königlichen Würde vertrugen?

Spöttereyen.

Friedrich besaß Witz. Glaubt man seinen Schmeichlern, so war dieser Witz, so fein, als das feinste attische Salz, Doch wer wird den Schmeichlern glauben? Friedrichs Witz artete in Spöttereyen, Anzüglichkeiten, unangenehme Personalitäten, und Zotten aus. Nie glänzte er mehr darinn, als wenn der Kopf von Wein erhitzt war. Bey der Tafel erzählte er die skandalösesten Anekdoten von Fürsten und Privatpersonen. Er mässigte dabey seine Ausdrücke so wenig, daß er vielmehr alle Dinge, die man sonst gänzlich verschweigt, oder dem Zuhörer nur errathen läßt, bey ihren natürlichen Namen nennte. Die Gespräche, die er bey der Tafel führte, müßten, wenn sie gedruckt wären, Doktor Luthers Tischreden an die Seite gesetzt werden können. Doch blieben seine Spöttereyen nicht immer ungerochen. Die rußische Kaiserinn, über die Friedrich einige Spötte-
reyen

reyen einst bey der Tafel hatte fliegen lassen, bewies es ihm, als er sie im J. 1747. in die mit Schweden geschlossene Allianz ziehen wollte, daß man nicht ungeahndet von andern Böses reden kann, selbst wenn man ein König ist. Sie verband sie mit Friedrichs größter Feindinn, mit Maria Theresia. — Da er nicht immer von Auswärtigen reden konnte, so ergoß sich seine witzige Laune am häufigsten über seine Tischgesellschafter. Voltaire sagt, es wäre bey dem Könige unmöglich auszuhalten gewesen. Man müßte zwar bey Königen immer etwas leiden; Friedrich aber hätte seinen Rang zu sehr gemisbraucht.

Sprache (deutsche).

So wenig auch Friedrich von der deutschen Sprache verstand, so wollte er sie doch verbessern. Im 1sten Bande, S. 84. tadelt er die Weitschweifigkeit dieser Sprache, und setzt hinzu: „Man muß sie zusammenziehen, und, wenn man einige Wörter von gar zu harter „Aussprache sanfter machte, würde sie wohlklingender „werden.„ — Wollte z. B. ein General seinen Truppen vor einer Schlacht Muth einsprechen, so würde es viel zu hart klingen, wenn er sagte: „Meine Kinder! beweiset es itzt, daß ihr Männer seyd, die für das Wohl ihres Vaterlandes zu fechten wissen, und einen rühmlichen Tod einem schmachvollen Leben vorziehen!„ — Weit kürzer, weit angenehmer sagte Friedrich in der Kolliner Bataille: Ihr Racker! wollt ihr ewig leben.

Staatskunst.

Die Staatskunst ist, nach der Definizion, die uns Friedrich in seinen Morgenstunden davon giebt, nichts als — Betrügerey. „Nachdem man sich hierüber verglichen hatte — sagt er in der angeführten Schrift — „daß der Betrug eine schändliche und strafbare That sey, „so erfand man nach der Hand einen Ausdruck, der die „Sache ziemlich mäßigt, und dieser ist nun der Name: „Staatskunst. Sonder Zweifel ist dieses Wort nur „den Souveränen zu Gefallen erfunden worden. Dem „sey nun, wie ihm wolle — — unter dem Worte „Staatskunst verstehe ich so viel: Man muß jederzeit „beflissen seyn, andere hinter das Licht zu führen.„

Friedrich legt bey der Staatskunst drey Regeln zum Grund: 1) sich selbst zu erhalten, und nach Befinden der Umstände zu vergrößern. 2) Kein Bündniß anders, als aus Eigennutz einzugehen, und 3) sich auch bey widrigen Ereignissen von seinen Nachbarn Achtung zu erwerben.

Wundern sich unsre Leser ja nicht, wenn Ihnen die Definizion sowohl, als die Regeln, welche der Staatskunst zur Grundlage dienen, noch neu seyn sollten. Friedrich war ein Universalgenie, das sich überall neue Wege bahnte, und trotz aller Hindernisse darauf fortgieng. Die Natur hatte ihm ihre Talente zur Dichtkunst versagt — er wurde ein Dichter. Er kannte nicht einmal die Oberfläche der Wissenschaften, und wurde

ein Gelehrter. Er war furchtsam — lief in der ersten Schlacht davon, und wußte sich dennoch den Ruhm eines Helden zu erwerben. Hätte er sich nicht auch eine neue Staatskunst machen sollen? —

Friedrichs Staatskunst finden wir in seiner Geschichte durchgängig angewendet. Er vergrößerte sich auf Marien Theresiens Kosten; machte mit Frankreich und Sachsen ein Bündniß — aus Eigennutz. Freunde und Feinde wurden durch seine Staatskunst hintergangen. — Friedrich war so sehr in seine Staatskunst verliebt, daß er alle Fürsten tadelt, die nicht die nämlichen Grundsätze hatten. Ein Beyspiel davon haben wir schon unter Karl den VI. angeführt. Im 3ten Bande, S. 239. sagt er, die morgenländischen Nazionen wären wenig geneigt, den Grundsätzen einer richtigen und gesunden Staatskunst zu folgen. — Friedrich hatte schon ein ganzes Jahr vor der ottomannischen Pforte gestanden und ihre Eröffnung vergebens erwartet, als Sultan Osmann starb. Friedrich der Große hatte es bey diesem stolzen Morgenländer nie dahinbringen können, daß er seinen Gesandten zur Audienz gelassen hätte. Sein Auftrag betraf eine kleine Diversion, die der Sultan mit 100000 Janitscharen und Spahis an der ungarischen Gränze machen sollte. — Bey Osmanns Tode lebte die Hoffnung, die Türken noch zu einem Friedensbruch zu bewegen, in Friedrichen vom neuen auf. Er schickte seinem Gesandten zu Konstantinopel alte Aufträge in neuen Umschlägen. — — Nun kamen die preußischen Thaler in Konstantinopel in Umlauf. Die Türken nahmen sie zwar an, zogen ihnen aber die frem-

nitzer

nitzer Dukaten vor. So sagt Friedrich. Doch haben wir Ursache zu glauben, daß er hier dem wiener Hofe einen Theil seiner Staatskunst aufbürden will. So viel ist gewiß, daß auch der neue Sultan seine Unterthanen höher achtete, als Friedrich seine Spielmarken; die Friedensschlüsse mehr respektirte, als der Held des achtzehnten Jahrhunderts; zu Haus bey seinen Weibern blieb, und seinen Soldaten ein gleiches erlaubte.

Dieser mislungene Versuch, den Sultan zu einer kleinen Betrügerey zu bereden, brachte unsern königlichen Geschichtschreiber auf die Gedanken, die morgenländischen Nazionen müßten wohl gar keine Staatskunst besitzen. Er führt sogar die Ursachen davon an. „Dieser Fehler — sagt er in dem angeführten Bande, S. 240 — entsteht „het hauptsächlich aus ihrer großen Unwissenheit in Absicht „sicht der Staatsverhältnisse der europäischen Fürsten, „aus der Feilheit dieser Völker, und aus dem Fehler in „der Staatsverwaltung, daß alles, was Bezug auf Krieg „und Frieden hat, der Entscheidung des Mufti unterworfen „worfen ist, ohne dessen Fetfa es unmöglich seyn würde, „die ottomannischen Truppen in Bewegung zu setzen.„ —

Hat der Mufti sein Ansehen im Divan dazu verwendet, daß er seinem Monarchen keine ungerechten Kriege anzufangen erlaubte, so verdient er unsere ganze Achtung. Wie glücklich wäre nicht Deutschland, wenn Friedrich einen solchen Mufti in seinem Staatsrathe gehabt hätte! — — Ließ Friedrichs Privatklugheit, wie wir unter diesem Worte gesehen haben, seinen Unterthanen wenig Gutes hoffen, so hatten die auswärtigen Mächte von sei-

seiner Staatsklugheit alles zu fürchten. Aus beyden aber, sowohl aus der Privatklugheit, als auch aus der Staatsklugheit, sehen wir, daß er auf einer Welt, wo Treue und Redlichkeit doch noch nicht ganz erloschen ist, in jeder Betrachtung ein gefährlicher Fürst — und ein Egoist war, so sehr er auch in seinen Vorreden wider diesen Titel appelliret.

Stammbaum.

Die Vorliebe, die Friedrich in seinem Leben für den Adel bewiesen hat, zeigt sich auch durchgängig in seinen Schriften. Er führt wenig Männer in seiner Geschichte auf, deren Geschlechtsregister er nicht anführte. Ja bey manchen scheint es, als habe er sich mehr um den Stammbaum, als um ihre Verdienste und Tugenden bekümmert. Im 1sten Bande, S. 55. sagt er, Anna Iwanowna, Nichte Peters I. und Nachfolgerinn Peters II. hätte Biron, ihren Günstling und Minister zum Herzog von Kurland gemacht, ob ihm gleich seine Landsleute das Alter seines Adels hätten streitig machen wollen. — Vom Grafen Ostermann sagt Friedrich auf der folgenden Seite, er stamme aus der Grafschaft Mark in Westphalen von unbekanntem Geschlechte. — Wozu diese Sorgfalt in Untersuchung der Stammbäume, wenn — wie er selbst gestehet — die Natur ihre Talente ohne Rücksicht auf den Stammbaum austheilt?

Tabagie.

Tabagie ist ein öffentlicher Ort, wo man, ohne vorhergegangene priesterliche Erlaubniß und Einsegnung, gegen gleich baare Bezahlung, mit einer weiblichen Kreatur das Privilegium des heiligen Ehestandes geniessen kann. — Dergleichen Oerter giebt es in Berlin eine zahlreiche Menge. Sie unterscheiden sich von den gewöhnlichen Venustempeln, die man in den übrigen großen Städten Deutschlands findet, dadurch, daß sie vom Könige privilegirt sind. Friedrich stiftete sie in einer guten Absicht. Sein Vater, Friedrich Wilhelm, war mit den armen weiblichen Geschöpfen, die sich in Liebeshändeln hatten betreten lassen, nach der äußersten Strenge verfahren, und hatte dadurch gewisse Laster und Verbrechen veranlaßt, die der Bevölkerung eines Staates gerade entgegenarbeiten. Friedrich, der die üblen Folgen, die aus einer solchen Strenge zu entstehen pflegen, vermeiden wollte, verfiel auf das andere Extrem, und gestattete dem schönen Geschlechte alle nur mögliche Freyheiten, so daß die Mädchen nun mit ihren Reizen nach ihrem Belieben wuchern konnten. „Die ledigen Frauen„zimmer — sagt er in seinen Morgenstunden — haben „sich des Privilegiums der heutigen Mädchen ungestört „zu erfreuen; ich bin so weit entfernt, hierüber ungehal„ten zu seyn, daß ich vielmehr ihre Schwachheiten in „meinen Denkwürdigkeiten selbst entschuldiget habe *).

„Man

*) Und das vielleicht darum, weil sie einst an Friedrichen Barmherzigkeit geübt hatten.

„Man muß diesen armen Kreaturen einige Gemächlich„keit verschaffen, damit sie zuletzt nicht gar auf Abwege „gerathen, die für den Staat gefährlich werden könnten. „Ja, um ihnen noch mehr Muth zu machen, leiste ich „den Früchten ihrer Liebe bey meinen Regimentern „ganz besondern Vorschub. Hat ein solches Liebespfand „sein Daseyn etwan einem Offizier zu danken, so mache „ich es zu einem Fahnjunker, und öfters auch, ehe ihn „noch die Reihe trift, zum Offizier.„ —

Wir würden den Einsichten unsrer Leser ein schlechtes Kompliment machen, wenn wir ihnen hier die Folgen erst schildern wollten, die ein so ganz uneingeschränktes Leben nach sich ziehen muß, wovon die kleinste diese ist, daß man auf den Strassen zu Berlin viele Greise von 24. und 30. Jahren sieht.

Tafel.

Im Essen und Trinken war der weise Friedrich ziemlich unweise. Fand er auf dem Küchenzettel eines seiner Lieblingsgerüchte, so konnte er kaum die Mittagsstunde erwarten. Gute Speisen, und starke Getränke liebte Friedrich über alles; doch wußte er sich bey besondern Gelegenheiten zu mässigen. Speiste er öffentlich, so sah man lauter deutsche Gerüchte auf seiner Tafel. Seine Unterthanen hielten ihn deswegen für den mässigsten Fürsten von der Welt, aber sie irrten; öffentlich durfte man Friedrichen nicht sehen, wenn man ihn beurtheilen wollte. Auch hielt er sich auf seinem Zimmer

für

für den Zwang schadlos, den er sich öffentlich auferlegt hatte. Speiste er allein auf seinem Zimmer, in der Gesellschaft seiner Vertrauten, so bot sein französischer Koch seine ganze Kunst auf, um seine Sinnlichkeit zu befriedigen, und er überfüllte sich dann so mit Speise und Trank, daß er das Gleichgewicht nirgends, als im Bette, finden konnte. — „Die Philosophen — sagt er in „seinen Morgenstunden — mögen sagen, was sie wollen, die Sinnlichkeit verdient doch, daß wir ihr täglich „ein paar Stunden schenken; denn, alles recht über„legt, was hätten wir wohl auf dieser Welt, wenn wir „sie nicht hätten?„ —

Sein Betragen während der Tafel war äußerst unrein. Er bediente sich gar oft der Finger, statt der Gabel. Ob seine Gäste noch Lust zum Essen behalten konnten, wenn sie die Brühen an Friedrichs Fingern auf das Tischtuch herabtropfen, oder die Uniforme hinablaufen sahen — mögen unsre Leser entscheiden. Das Fleisch, das er für seinen Lieblingshund bestimmte, legte er auf das Tischtuch, um es kalt werden zu lassen. Wollte man nach der Tafel wissen, wo der König gesessen hatte, so durfte man nur das Tischtuch ansehen. Da, wo es am schmutzigsten war, hatte gewiß kein anderer, als Friedrich gesessen!

Friedrich hatte doch eine sehr große Aehnlichkeit mit gewissen Weisen des Alterthums! Sollte man ihm etwan darum den Namen des Weisen gegeben haben?

Tartarkan.

Der Feldzug im J. 1761. war für Friedrichen äußerst unglücklich gewesen. In Schlesien hatte er — nach seinem eigenen Geständnisse — nur noch 30000. Mann. Prinz Heinrich hatte nicht viel mehr, und die Truppen, die Friedrich in Pommern wider die Russen gebraucht hatte, waren gänzlich ruinirt. Der größte Theil seiner Provinzen war theils in feindlichen Händen, theils verheert. Er wußte schon nicht mehr, wo er Rekruten, Pferde, und Lebensmittel hernehmen sollte. In dieser Verlegenheit wendete er sich, da er sonst nirgends Hilfe zu suchen wußte, an den Großsultan und an den Tartarkan. Dieser schickte ihm einen Gesandten, der im Winter in Breslau eintraf. Diesmal war es keine Maskerade, sondern eine wirkliche Gesandschaft. Der Tartar versicherte ihn, daß sein Herr im Frühjahre ein Korps von 40000 Mann zusammenziehen, und seinen Wünschen gemäß, damit agiren würde. Friedrich, über eine so angenehme Bothschaft höchst erfreuet, überhäufte den Gesandten mit Geschenken, und zahlte ihm die Summen, die der Tartarkan für seine Dienste verlangte — denn der Tartarkan war so unverschämt, seinen Eigennutz ganz öffentlich zu zeigen, ohne daß er sich die Mühe gegeben hätte, ihn zu verbergen, wie es unter gesittetern Völkern Mode ist. Friedrich mußte bey dieser Gelegenheit viele Summen hergeben — eine Summe für die günstige Antwort, die ihm der Kan gegeben hatte — eine Summe für das Zusammenziehen seiner Truppen — eine Summe für die Aeußerung einer feindlichen Absicht

— eine

— eine Summe für einen Brief, den der Kan an den Großherrn geschrieben — — — Alle diese Summen nahm der Tartarkan mit tartarischer Gefälligkeit an; aber er unternahm nichts von all dem, was er versprochen hatte, und bewies dem großen Friedrich, daß ein Tartar eben so politisch handeln könne, als Friedrich, der König von Preußen. — Hierdurch wird also Friedrichs Vorgeben, als hätten die Morgenländer keine Staatskunst, hinlänglich widerlegt.

Thätigkeit.

„Es giebt Augenblicke — sagt Friedrich in der Vor„rede zu seinen Schriften S. 20. — wo man seine gan„ze Thätigkeit aufbieten muß, um sie zu benützen.„ — Z. B. wenn ein Kaiser stirbt, der wenig Truppen, leere Kassen, und eine Prinzeßinn als Erbinn verläßt, der man, ihrer großen Jugend wegen, wenig Einsichten in die Regierungsgeschäfte zutrauet. Sagt uns alles, daß wir stärker sind, als die Prinzeßinn — haben wir gut geübte Truppen — eine volle Schatzkammer, und dabey den guten Willen, unser Land zu erweitern — dann können wir wider Natur- und Völkerrecht, die Prinzeßinn angreifen, und einen Theil ihres rechtmässigen Erbes in Besitz nehmen — — —

Welche Grundsätze! — Also ist das Stehlen erlaubt, wenn man es ungestraft thun kann?

„Aber

„Aber — fährt unser Autor in der angeführten „Stelle fort — es giebt auch Augenblicke, wo die Klugheit uns befiehlt, unthätig zu bleiben.„

Haben wir kein Geld, keine Mannschaften — keine Aussichten auf glückliche Eroberungen; dann ist es noch Zeit genug, nach den Grundsätzen der Ehre zu handeln. In diesen Augenblicken müssen wir zu Hause bleiben, und uns friedlich und ruhig verhalten, damit wir nicht etwan Friedrichs Schicksal haben, der, ungeachtet er den siebenjährigen Krieg angefangen hatte, doch am Ende froh war, daß man ihm den Frieden unter den alten Bedingungen schenkte.

Solche Grundsätze soll Friedrich gelehrt haben? Das glaube, wer da will, ich glaube es nicht! Sollte Friedrich so wenig Achtung gegen sich selbst gehabt haben, daß er seinen Namen auf ewig hätte brandmarken wollen? Was für Begriffe würde sich die Nachwelt von einem Monarchen machen, der öffentlich behaupten könnte, was Friedrich in dieser Stelle vorträgt? Diese Stelle allein ist hinreichend, uns zu beweisen, daß Friedrich der Verfasser der Schriften gar nicht ist, die man unter seinem Namen dem Publikum aufgelogen hat.

Thronbesteigung.

Nie hat man sich noch von einem Fürsten so viel versprochen — und nie sind diese Erwartungen so wenig erfüllt worden, als von Friedrich. Alles wünschte sich

beym Antritt seiner Regierung Glück — alles freute sich auf die goldenen Zeiten, die nun kommen sollten. Dame und Kavaliere sahen mit einem unbeschreiblichen Wonnegefühl den abwechselnden Freuden eines neuen Hoflebens entgegen. Die Gelehrten, die Künstler hoften nun Achtung und Unterstützung zu erhalten. Mehr aber, als alle diese, freuten sich Friedrichs bisherige Gesellschafter und Freunde, Chasot, Jordan und Kayserling. In dem Gedanken: Friedrich ist nun König, lag für sie ein ganzer Himmel. — Und Friedrich? — Der schlaue Friedrich betrog sie alle. Friedrich machte beym Antritt seiner Regierung nicht die geringste wesentliche Veränderung, die zum Glück seiner Unterthanen abgezweckt hätte. Er nahm durchgehends das Sistem seines Vaters an, das Militaire ausgenommen. Er dankte das große Garderegiment ab, worauf sein Vater so viel verwendet hatte, änderte einiges im Militärexerzizium, doch mehr, um Aufsehen zu machen, als Nutzen zu stiften; vermehrte sein Kriegsheer, und gieng, da alles dieses im gehörigen Stande war, auf — Raub aus! — Seine Abentheuer beschreibt er selbst — wer sich einige langweiligen Stunden noch langweiliger machen will, beliebe sie zu lesen.

Todesbetrachtungen,

die Friedrich beynahe täglich anstellte.

Ich bin nichts, als ein altes Gerippe, das auf den Schindanger gehört.

O Tugend.

Tugend.

Tugend ist die gewissenhafteste Ausübung der Pflichten unsers Standes. — Ein Monarch ist tugendhaft, wenn er die Gesetze, welche die Menschen, die in gesellschaftlicher Verbindung zu ihrer gegenseitigen Ruhe und Sicherheit einführten, respektiret, und die seiner Herrschaft unterworfenen Völker so glücklich macht, als sie es durch eine weise und gute Regierung werden können.

Friedrich war nichts weniger, als tugendhaft. Er übertrat jene nothwendigen Gesetze, so oft es ihm beliebte, und erfüllte nicht eine einzige von all den Pflichten, die ihm als König gegen seine Unterthanen oblagen. — That er also öffentlich auf den Namen eines Tugendhaften Verzicht? Nein! Er wollte dem ungeachtet tugendhaft seyn. Aber seine Tugend war bequem. Seiner Meinung nach war er schon tugendhaft, wenn er die Kunst besaß, es zu scheinen. Tugend war bey ihm eine Maske, die er, nach Bequemlichkeit, nehmen und ablegen konnte. Da es immer noch Thoren in der Welt giebt, die nur der Tugend Achtung erweisen wollen, so demaskirte sich Friedrich öffentlich nie. Nur in dem engen Kreise seiner Vertrauten legte er bisweilen seine Maske ab.

Er besaß die Kunst, mitten im Tumulte der Leidenschaften, ihren Gang den übrigen Sterblichen verbergen zu können. Wir wissen, daß einzige Begierde,

seine

seine Länder zu erweitern, ihn mit einer Armee nach Schlesien führte, und dennoch wußte er diesen Schritt in diesen Manifesten so gut zu vertheidigen, daß man hätte meinen sollen, er habe die gerechtesten Ansprüche an diesem Herzogthume. Als er durch seinen Einfall in Sachsen den blutigen siebenjährigen Krieg anfieng, bewies er es deutlich, daß nicht er, sondern der König von Pohlen und Kurfürst von Sachsen ihn angefangen haben. Im Innern seines Reichs schien er immer mit dem Wohl seines Volkes beschäftiget zu seyn, in der That aber bekümmerte er sich sehr wenig darum.

Die Welt hielt er für ein großes Theater, und glaubte, auch der Lasterhafteste könne die Rolle des Tugendhaften spielen. Weil man in den gewöhnlichen Schauspielhäusern die Akteurs nur so beurtheilt, wie sie auf der Szene erscheinen, ohne sich um das zu bekümmern, was hinter der Kulisse vorgeht, so hofte er, man werde auch ihn nur nach dem Scheine beurtheilen.

So nachsichtsvoll Friedrich gegen sich selbst ist; so streng beurtheilt er andere in seinen Schriften. Findet er Leute, die mit ihm gleiche Begriffe von der Tugend haben — ihre Laster und Bosheiten hinter der Maske der Tugend verbergen — gleich entlarvt er sie. Er allein will die Maske tragen.

Würde wohl Friedrich die wahren Triebfedern seiner Handlungen vor der Welt so sorgfältig verschleyert haben, wenn er so gleichgültig gegen das Urtheil der Welt und gegen den Nachruhm gewesen wäre, als

Trenk in seiner Trauerrede behaupten will? Derjenige, der sich über das Urtheil anderer hinwegsetzt, nimmt sich nicht einmal die Mühe, die Handlungen, die ihn in ihren Augen herabsetzen könnten, zu verbergen. Er erscheint, wie er ist. — Daß sich Trenk von Friedrichs scheinbarer Gleichgültigkeit gegen den Nachruhm hintergehen ließ, ist ihm zu vergeben; daß er aber glauben kann, der Nachruhm hänge von dem willkührlichen Eigensinne des Geschichtschreibers ab — das ist unverzeihlich! — Was ist der Nachruhm? Nichts, als der Wiederhall guter Handlungen. Kann ein wahrheitsliebender und unpartheyischer Geschichtschreiber Laster in Tugenden, und Tugenden in Laster verwandeln? Kann er dieses nicht, so hängt auch der Nachruhm nicht von seiner Willkühr ab. — Es ist wahr, auch Nero hatte seine Lobredner; beurtheilt man ihn aber nach den Lobreden seiner Schmeichler?

Der Name eines Fürsten, dessen erste und heiligste Pflicht das Bestreben war, sein Volk glücklich zu machen, wird in den entferntesten Jahrhunderten noch mit Ehrfurcht ausgesprochen, auch wenn einige es versucht haben sollten, seine Tugend zu verkleinern, und seinen Ruhm zu verdunkeln. — Ein Fürst aber, der nur seine Leidenschaften hörte — der, seinen Ehrgeiz zu befriedigen, Natur- und Völkerrecht übertrat — der, statt der Vater seines Volks zu seyn, ein Despot war, der seine Unterthanen nach seinem Gefallen tyrannisirte — ein solcher Fürst wird der spätesten Nachwelt noch verhaßt bleiben, wenn auch Tausende auftreten, ihm Ehrensäulen errichten, und Lobreden halten sollten! — Der

den-

denkende Theil der Menschen urtheilt nach Handlungen — nie nach Schein — nie nach dem, was ein par theyischer Geschichtschreiber zu erzählen für gut fand. —

Auch Friedrich war der Meinung, der Nachruhm hänge von der Willkühr des Geschichtschreibers ab. Den seinigen nicht dem Eigensinne eines andern zu überlassen, schrieb er seine Geschichte selbst. Aber wie konnte Friedrich erwarten, daß man ihn nach seinen partheyischen, unrichtigen und falschen Erzählungen beurtheilen würde? — Hier kömmt es auf Handlungen an. Friedrich wird nicht nach dem Schein, nicht nach der Geschichte, die er von sich geschrieben hat, sondern nach seinen Thaten beurtheilt. Betrachtet man ihn von dieser Seite, so kömmt ein ganz neuer Friedrich zum Vorschein. Da er in seinem Leben sich nie demaskirte, so konnte man ihn auch nicht beurtheilen, wie er es verdiente. — Mit seinem Lebensfaden riß der Vorhang, den er seinen Handlungen vorgezogen hatte, und nun sieht die erstaunte Welt, daß seine Tugend nichts war, als — Heucheley.

Unart (französische).

Friedrich schreibt an den Markis d' Argens: „Ihre „Franzosen haben Grausamkeiten verübt, die der Pan„duren würdig sind; es sind abscheuliche Plünderer. „Die Erbitterung, die sie gegen mich äußern, ist in der „That schändlich.„ — — — —

War es auch nicht schändlich, so war es doch sehr unartig, daß die Franzosen wider einen König erbittert waren, der französische Verse machte.

Ungarn.

Maria Theresia hatte durch den Grafen von Bathiany die Ungarn zur Vertheidigung ihrer Sache auffordern lassen. Diese tapfere Nazion versammelte sich im Dezember 1744. und marschirte gerade nach Schlesien. Friedrich glaubte, sie mit ein paar französischen Komplimenten abfertigen zu können, und ließ ihnen durch den General von Marwitz sagen: Er habe bey diesem Kriege blos die Ruhe des Reichs zur Absicht — er denke an gar keine neuen Eroberungen, noch weniger wäre er gesonnen, sich auf Kosten ihrer Königinn zu bereichern *) — er verspräche sich daher, daß die edle ungarische Nazion keine Feindseligkeiten unternehmen würde — er ließe sie ersuchen, nicht in seine Staaten einzudringen, und ihr die Versicherung geben, daß sie von den preußischen Truppen nicht das geringste zu besorgen hätte.

Diese

*) Man erinnere sich hier an den geheimen Artikel des frankfurter Allianztraktats, wo Friedrich sich anheischig macht, für Kaiser Karl den VII. Böhmen zu erobern, wenn dieser ihm, für die Kriegskosten, drey Kreise dieses Königreichs abtreten will. Die Kreise waren: Der Königgräzer, der Bunzlauer, und der Leutmeritzer.

Diese Galanterie geht über alles — denn galant bleibt es immer, wenn man seinen Feind mit so artigen Komplimenten empfängt! Es war nur zu bedauern, daß die Ungarn diese Gentilessen nicht verstehen wollten, das Interesse ihrer Königinn verfolgten, sich nicht lange bey leeren Gegenkomplimenten verweilten, und auf diese Weise Friedrichs Beredsamkeit und Politik zu Schande machten!

Ungnade.

Nichts konnte man sich leichter zuziehen, als Friedrichs Ungnade. — Schwerin gieng nur aus Verzweiflung ins Feuer, wo er seinen Tod fand, weil der König in seinem Unwillen von Spandau und andern Belohnungen, die er zu erwarten hätte, gesprochen hatte. Davon sagt Friedrich in seiner Geschichte nichts. „Schwerin — sagt er — aufgebracht, die Preußen schlagen „und weichen zu sehen, nahm eine Fahne, und gieng „auf den Feind los, und fiel, weil noch keine Truppen „in der Nähe waren, die ihn hätten unterstützen können.„

Als Friedrich nach der unglücklichen Schlacht bey Kollin seine Armee trennte, und nach Sachsen gieng, verursachte der Feldmarschall Daun dem Prinzen August Wilhelm bey Gabel einigen Schaden. Friedrich, der sich diesen Streich selbst hätte zuschreiben sollen, weil er die Kolliner Schlacht angefangen hatte, ungeachtet er sie hätte vermeiden können, war äußerst wider den Prinzen und die übrigen Generals, die dabey ge-

wesen

wesen waren, aufgebracht, und sagte, als sie mit ihren Truppen zu ihm stießen: Wenn ich nach Recht verfahren wollte, so müßt ich dem Erbprinzen und seinen Generalen die Köpfe abschlagen lassen. — Der Erbprinz August Wilhelm, der seines sanften und liebenswürdigen Karakters wegen gerühmt wird, zog sich diese harten Ausdrücke zu Gemüth, und starb — als ein Opfer der übeln Laune seines Bruders, ein Jahr nach diesem Vorfalle. — Friedrich erwähnt den Todesfall dieses Prinzen in seiner Geschichte, die Veranlassung aber zu seiner Krankheit verschweigt er, und sagt blos: Dieser Prinz wurde krank, verließ die Armee, und war seit der Zeit beständig siech.

Außerdem, daß uns dergleichen Züge Friedrichs Karakter schildern, sehen wir auch zugleich, wie sorgfältig er alles aus seiner Geschichte wegläßt, was seinen Ruhm verdunkeln könnte.

Unwahrheiten (historische).

Da wir schon viel über diesen Gegenstand, unter mancherley Titeln, gesagt haben, so wollen wir uns itzt nicht so lange dabey verweilen, als wir wohl könnten. Denn, wollten wir alles sagen, was unter diesen Artikel gehört, so müßten wir über die historischen Unwahrheiten allein so viele Bände schreiben, als Friedrich mit seiner Geschichte angefüllt hat. —

Wir begnügen uns hier, die auffallenden Unrichtigkeiten anzumerken, die man in Friedrichs Geschichte findet, wenn von Verlust die Rede ist.

In der Schlacht bey Hochkirchen verloren die Preußen, nach der eigenen Aussage ihrer Geschichtschreiber, auf 10000. Mann! Friedrich giebt im 3ten Bande, S. 84. nicht mehr, als 3000. an.

Bey Kay blieben, wie alle preußische Geschichtschreiber gestehen, 10000. Preußen, Friedrich zieht 6000. davon ab.

In der Bataille bey Kunersdorf verlor Friedrich 16000. Mann; in seiner Geschichte, im 4ten Bande, S. 32. sagt er, er habe nicht mehr, als 6000. Mann verloren.

Von jeder Summe zieht Friedrich 5. 6. auch 10. Tausend ab. — War er nicht glücklich, daß er seinen Verlust so leicht wieder ersetzen konnte?

Vermählung.

Friedrich wollte sich nicht vermählen. Unsre Leser können aus dem, was wir unter dem Worte: Liebe, gesagt haben, die Ursache errathen. Dieß konnte aber Friedrich Wilhelm nicht. Der gute Vater wünschte in seinen Enkeln wieder aufzuleben, und suchte alles mögliche hervor, um seinen Kronprinzen zur Vermählung

zu bringen, aber umsonst. Da gelinde Mittel nichts helfen wollten, so wendete er seine gewöhnliche Ueberredungskunst an, und brachte es endlich avec la canne et des coups de pied dans le derriere dahin, daß der Prinz Ja! sagte.

Er wiederholte, dieses Ja! vor dem Altare; aber — wie mochte ihm zu Muthe seyn, als er die Stunde herbeyeilen sah, wo er die Pflichten seines neuen Standes erfüllen sollte? Von der Demüthigung, die seiner wartete, konnte ihn nichts, als eine List retten. Sein erfinderischer Geist ließ ihn nicht lange suchen. Kaum hatte er das Bette seiner schönen Braut betreten, so wurde Feuer! Feuer! geschrieen. Friedrich eilte aus dem Bette, um zu sehen, wo es brenne, und — kam nicht wieder zum Vorschein. Seitdem vermied er die Gefahr, der er durch eine List so glücklich entgangen war, sorgfältig. — — — —

Gehört nicht mehr als Philosophie zu einer solchen Enthaltsamkeit?

Verschwörung.

In Petersburg entdeckte man im J. 1743. eine Verschwörung wider die Kaiserinn Elisabeth. Friedrich ergreift diese Gelegenheit, um mit dem Ehrgefühle, das er sonst immer verleugnet, zu prahlen, und seiner Redlichkeit eine Lobrede zu halten. „Was würde aus der öf„fentlichen Sicherheit — sagt er im 2ten Bande, S.

4c. u. f. — und selbst aus der Sicherheit der Könige „werden; wenn man dergleichen Verbrechen Thür und „Thore öffnen wollte? Welche Rechtslehre kann solche „Unternehmung gut heißen *)? Hat die Staatskunst kei„ne redliche Mittel **) mehr, deren sie sich bedienen kann; „und muß man alles Gefühl von Rechtschaffenheit und „Ehre unter die Füsse treten, um eigennützige Absichten „durchzusetzen, die noch dazu oft trüglich sind? Es ist „traurig, daß in diesem achtzehnten Jahrhunderte, wel„ches an Menschheit und Aufklärung die vorigen über„trift, Frankreich und Oesterreich sich dergleichen Vor„würfe zu machen haben!„

Was wird aus der öffentlichen Sicherheit, und selbst aus der Sicherheit der Könige, wenn ein Fürst alles Gefühl von Rechtschaffenheit und Ehre unter die Füsse tritt, in die Staaten eines andern eindringt, und, um seine eigennützige Absichten durchzusetzen, so lange Blut vergießt, bis man sie ihm abtritt? — — Traurig ist es, daß unser Jahrhundert, dem man Aufklärung zuschreibt, durch Friedrichs Unmenschlichkeit mit den vorhergehenden barbarischen Jahrhunderten verglichen werden muß! — — Friedrich weis sich durch den Besitz seiner Eroberungen darüber zu trösten; aber

womit

*) Ich glaube die preußische, die so viel gebilligt und vertheidigt hat. s. Manifeste.

**) Ob denn das auch redliche Mittel sind, wenn man die Staatsdiener fremder Fürsten zur Untreue und zum Meineid verleitet?

womit sollen wir uns trösten? — Und die armen unglücklichen Schlachtopfer seines Ehrgeizes — kann sie Friedrichs Heucheley aus dem vieljährigen Schlummer wieder erwecken, den sie nun schlaffen? — Friedrich hat Deutschland höchst unglücklich gemacht; ganze Nazionen in Armuth gestürzt, Tausenden das Leben geraubt — aber wir finden in allen seinen Schriften nicht eine einzige Stelle, wo er sich darüber Vorwürfe machte.

Versprechungen.

Um Leute, welche Einfluß in die Regierungsgeschäfte der auswärtigen Fürsten hatten, in sein Interesse zu ziehen, wendete Friedrich nebst dem Gelde, auch Versprechungen an. Mit diesen war der sonst geizige Friedrich außerordentlich freygebig. Es war nichts in der Welt, was er nicht versprochen hätte — Reichsfürstenstand und Kardinalshut — alles versprach er. Da er zur Ausführung der großen Absichten, die er im zweyten schlesischen Kriege wider Böhmen gefaßt hatte, den König von Pohlen, und Kurfürsten von Sachsen nicht entbehren konnte, so suchte er, durch den Minister und durch den Beichtvater dieses Königs, Sachsen auf seine Seite zu bringen. Dem Minister Brühl versprach er bey dieser Gelegenheit den Reichsfürstenstand, und dem P. Quarini den Kardinalhut. Friedrich muß sich auf einmal seiner päbstlichen Würde wieder erinnert haben. Gut, daß sich diese beyden Männer von Friedrich nicht hintergehen ließen; denn Brühl wäre gewiß nicht Reichsfürst geworden, und der P. Quarini nicht Kardinal zu Rom.

Alles, was Friedrich für diesen Letztern hätte thun können, wäre dieses gewesen, daß er ihn zum Kardinal des heiligen Stuhls zu Berlin gemacht hätte. — Im 1ten Bande, S. 195. sagt Friedrich, er habe diesen P. Quarini, diesen Günstling, Staatsminister, Hofnarren und Beichtvater auf ein Frühstück eingeladen, und über die Feinheit des Italiäners gesiegt. — Der feine Italiäner war listiger, als der halbfranzösische Deutsche. Hätte Friedrich diesen Italiäner überlistet, so würde er seinen Zweck erreicht haben; da dieses aber nicht geschehen ist, so wird uns Friedrich erlauben, daß wir diese Stelle unter die historischen Unwahrheiten verweisen.

Vertrag.

Was den Menschen von jeher ehrwürdig und heilig war — war Friedrich dem Großen ein Spiel. Alle Verträge, die er eingieng, galten bey ihm nicht länger, als es sein Vortheil mit sich brachte. Wer sich auf sein Wort verlassen mußte, war verlohren. — Mit Breslau schloß er den 2ten Januar 1741. einen Neutralitätsvertrag, und den 9. August ebendesselben Jahres ließ er es, unter dem leeren Vorwande, als hätten die Einwohner einen gefährlichen Briefwechsel mit seinen Feinden geführt, von seinen Truppen förmlich in Besitz nehmen.

Mit dem Kaiser Joseph verfuhr er nicht besser. Dieser machte ihm im J. 1769. in Schlesien einen Besuch. Die beyden Monarchen sprachen sich in Neiße,

und schloßen einen Vertrag, worinn sie sich anheischig machten, sie bey allen Unruhen, die etwan in Europa entstehen könnten, in Ansehung ihrer gegenseitigen Besitzungen vollkommen neutral zu verhalten. Dieser Vertrag wurde — wie Friedrich im 5ten Bande, S. 35. sagt — zur gemeinschaftlichen Zufriedenheit beyder Monarchen unterzeichnet, und von Friedrich, der sein Ehrenwort darauf verpfändet hatte, nach neun Jahren wieder gebrochen.

Einen einzigen Vertrag wissen wir, den Friedrich geschlossen, und nicht gebrochen hat — das ist der deutsche Fürstenbund. Friedrich brachte ihn zu Stande, um sich von der Furcht zu heilen, die ihm ein Phantom seiner kranken Einbildungskraft eingeflößt hatte. Diesen Bund wird Friedrich wahrscheinlicherweise halten; wenn er anders nicht wieder aufersteht — welches Gott, zu Deutschlands Ruhe, verhüten wolle!

Verweis.

Jedermann weis, daß Friedrich gerne plünderte, wenn es irgendwo etwas zu plündern gab. Einst bekam er einen Verweis darüber, der ihm äußerst empfindlich seyn mußte, da er doch bey aller seiner Ungerechtigkeit immer noch den Schein der Rechtschaffenheit beybehalten wollte. —

Frankreich und Engelland hatten schon seit dem Utrechter Friedensschluß kleine Streitigkeiten über einige

ge Besitzungen in Kanada. Sie betrafen die Gränzberichtigung. Man hatte sich bey diesem Friedensschluß zu sehr übereilt, und über diesen Punkt so dunkel und unbestimmt erklärt, daß den Artikel, der die Gränzberichtigung betraf, jede Parthey nach ihrem Vortheile auslegte. Man hätte diese Streitigkeiten beym Aachner Frieden beylegen können, allein man übereilte sich bey diesem Friedensschluß so sehr, als bey dem vorhergehenden, und merkte blos an, daß man Kommissärs ernennen wolle, die diese Angelegenheit berichtigen sollten. Die Kommissärs arbeiteten vergebens an einem Vergleich. Die Gemüther erbitterten sich nach und nach so sehr gegen einander, daß im Jahre 1754. der Krieg zwischen Engelland und Frankreich unvermeidlich schien. Beyde Theile suchten sich nun Freunde und Anhänger zu verschaffen. Um Friedrichs Freundschaft bewarben sich die Franzosen sowohl, als die Engelländer. Frankreich glaubte den König von Engelland zum Nachgeben zu bringen, wenn es den Krieg in das Kurfürstenthum Hannover spielte, und auf diese Art in Deutschland den Zwist endigte, der in Amerika angefangen hatte. In dieser Absicht sagte der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten einst zum preußischen Gesandten: „Schreiben Sie Ihrem Könige, daß er uns in der „Unternehmung auf Hannover beystehet. Es giebt da„bey etwas zu plündern. Der Schatz des Königs „von Engelland, ist gut gefüllt; der König braucht ihn „nur wegzunehmen. Das ist ein guter Fang!„

Dieser Antrag konnte Friedrich deutlich zu erkennen geben, daß die Welt sich aus seinen Manifesten nicht

sehr

sehr von seiner Gerechtigkeisliebe überzeugt hatte. Auch waren die Ausdrücke so wenig gemässiget, daß Friedrich, aus Liebe zu seiner Maske, den Antrag, der außerdem sehr viele Reize für ihn hatte, von sich ablehnte, und dem französischen Minister sagen ließ: Ueber dergleichen Anträge möchte man vielleicht sehr schicklich mit Andern in Unterhandlung treten können; er hoffe aber, daß ins künftige Her Rouille — so hieß der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten — so geneigt seyn werde, einen Unterschied unter den Personen zu machen, mit welchen er Geschäfte hätte. — —

Daraus, daß der französische Minister einen so sonderbaren Antrag nur dem preußischen Gesandten gemacht hat, sehen wir, daß er die Personen, mit welchen er Geschäfte hatte, recht gut zu unterscheiden wußte. Wem hätte er noch einen solchen Antrag machen können? Der Minister schloß so: **Der König von Preußen, der Böhmen und Sachsen ausgeplündert hat, kann auch Frankreich zu Gefallen, Hannover ausplündern.** Und sein Schluß war richtig. Auch hätte Friedrich diesen Antrag gewiß angenommen, wenn der Minister ihn besser eingekleidet hätte. Hätte er nicht sagen können: Schreiben Sie ihrem Könige, daß er uns in der Unternehmung auf Hannover beystehet. Für die Kriegskosten kann er sich an dem Schatz des Königs von Engelland entschädigen? — Der Sinn wäre immer der nämliche geblieben, und Friedrich hätte dann doch mit Anstand plündern können.

Volksliebe.

Ein weiser — gerechter Fürst kann auf die Liebe seiner Unterthanen mit Gewißheit rechnen. — Friedrich besaß die Liebe seines Volks nicht. Was sollen wir aus diesem Umstande schlüssen? — — Beherrschte er Undankbare, die seine zärtliche Sorgfalt für ihr Wohl nicht erkannten? Oder war Friedrich nicht der Menschenfreund, der gütige, weise und gerechte Fürst, für den ihn seine Schmeichler ausgeben wollen? — Eines von beyden muß seyn — wählen Sie! —

Daß Friedrich von seinen Unterthanen nicht geliebt wurde, ist gewiß. Denn von einer Nazion, die ihren Fürsten ohne Rührung am Rande des Grabes sehen, und den Augenblick nicht erwarten kann, da er gar hineinsinken soll, kann man wohl schwerlich behaupten, daß sie ihn liebe. — — Lange vor Friedrichs Tode kamen in Berlin Prophezeyungen zum Vorschein, die den Tag und die Stunde seines Hinscheidens bestimmten. — Während seiner Krankheit gab man, bey jedem Anschein von Besserung, sichtbare Zeichen des Verdrußes und fehlgeschlagener Hoffnung. Und als er endlich verschieden war — war keiner in der Nazion, der sein Andenken mit einer Thräne gefeyert hätte.

Wahrheiten. *)

Zur Beherzigung für Friedrichs Lobredner.

Friedrichs falsche Grundsätze waren die höchst vergiftete Quelle von Deutschlands Unglück. Er glaubte, Gott habe, blos aus ganz besonderer Sorgfalt für seine Größe, für sein Glück, und seinen Stolz, diese Menge von Menschen geschaffen, deren Wohlfahrt ihm anvertrauet war, und seine Unterthanen wären blos zu Werkzeugen und Dienern seiner zügellosen Leidenschaften bestimmt. Sobald der Grundsatz, von welchem man ausgeht, falsch ist, so können die Folgen nicht anders, als bis ins Unendliche fehlerhaft seyn: und daher Friedrichs unmässiger Hang nach falschen Ruhm, daher diese brennende Begierde, alles an sich zu reissen, daher die Härte der Auflagen, womit sein Volk belastet war, daher sein Stolz, seine Ungerechtigkeit, seine Unmenschlichkeit, seine Tyranney, und alle jene Laster, welche die menschliche Natur herabwürdigen! Hätte Friedrich sich von diesen irrigen Ideen losmachen, und bis zum Zweck seiner königlichen Würde hinaufsteigen wollen, so würde er gesehen haben, daß sein Rang, auf den er so eifersüchtig war, und seine Erhebung nur das Werk seines Volks war, daß die Tausende von Menschen, die ihm unterworfen waren, sich keineswegs zu Sklaven eines Einzelnen hinge-

*) Friedrich wird es uns vergeben, wenn wir ihm die Wahrheit hier etwas frey sagen, und uns dabey seiner eigenen Worte bedienen. Man sehe den 6ten Band. s. hinterl. Werke, S. 43. u. f.

gegeben hatten, um ihn furchtbarer und mächtiger zu machen; daß sie sich keinesweges einem Bürger unterworfen hatten, um Märtyrer seiner Launen und Spiele seiner Einfälle zu werden; sondern daß sie aus ihrer Mitte denjenigen wählten, den sie am fähigsten hielten, den ganzen Staatskörper vorzustellen, und bey welchem die höchste Gewalt zu einer Stütze der Gesetze und der Gerechtigkeit, nicht aber zu einem Mittel, ungestraft Verbrechen zu begehen und die Tyranney zu gründen, dienen sollte.

Hätte Friedrich diesen Grundsatz fest befolgt, so würde er beyde Klippen vermieden haben, welche zu allen Zeiten den Untergang der Reiche und die Verheerung der Welt verursacht haben; nämlich die ungemessene Ehrsucht und die Vernachlässigung der Geschäfte. Anstatt unaufhörlich Plane zu Eroberungen zu machen, würde er sich alle Mühe gegeben haben, das Glück seines Volks zu sichern, den Unglücklichen Erleichterung zu verschaffen, und seine Regierung sanft und zur Wohlfahrt der Menschen zu führen. Der wahre Ruhm eines Fürsten besteht nicht in der Unterdrückung seiner Nachbarn, nicht in der Vermehrung der Anzahl seiner Sklaven; sondern in der Erfüllung seiner Pflichten, und in der Beeiferung, den Absichten derer zu entsprechen, die ihn mit ihrer Macht bekleidet haben, und von denen ihm die höchste Gewalt übertragen ist.

Ehrsucht und eitle Ruhmbegierde sind Laster, die man an einem Privatmanne mit Strenge ahndet, und die man immer an einem Fürsten verabscheuet.

Mit einem Worte, es ist ein Schimpf und eine Schande, seine Staaten zu Grunde zu richten; und es ist eine frevelhafte Ungerechtigkeit und Raubsucht, Länder an sich zu bringen, auf die man keinen gerechten Anspruch hat.

Werbung.

Friedrich hatte eine ganz besondere Methode, Leute zu seinen Kriegsdiensten anzuwerben, die nicht seine Unterthanen waren. Er nahm die Kriegsgefangenen, und brachte diejenigen, die nicht freywillig zu seinen Fahnen schwören wollten, theils durch Hunger, und theils durch Schläge und andere dergleichen Gewaltthätigkeiten, dahin, daß sie sich unter seine Armee engagirten. Diese Helden waren nichts, als verkappte Ausländer. Da man ihnen mit dem preußischen Exerzizium nicht auch preußische Gesinnungen einprügeln konnte, überdieß von ihnen verlangte, daß sie wenig essen und öfters weit marschiren sollten, so liefen sie davon, und vertauschten ihre blauen Röcke wieder gegen einen weißen. —

Friedrich wußte gar nicht, warum sich diese Leute nicht für ihn erschiessen lassen wollten. Er suchte die Ursache davon in der nach und nach erkaltenden Liebe zum Vaterlande. Ausländern, die er mit Prügeln nazionalisirt hatte, Patriotismus einzuflössen, schrieb er eine Abhandlung über die — Vaterlandsliebe!

Widersprüche.

I

In Friedrichs Schriften.

Friedrich widerspricht sich alle Augenblicke in seinen Schriften. Da wir schon hie und da etwas erwähnt haben, so wollen wir nur einige aufführen.

Einen auffallenden Widerspruch finden wir in zween Briefen, wovon wir unsern Lesern einen Auszug mittheilen wollen. In dem einen, an Voltairen, schreibt Friedrich: „Ich fürchte mich, Ihnen zu schreiben, denn „ich habe Ihnen nur solche Nachrichten mitzutheilen, „um die Sie sich wenig bekümmern, oder ganz verab„scheuen. Wenn ich Ihnen zum Beyspiel erzählte, daß „zwey Völker aus verschiedenen Gegenden Deutschlands „das Innere ihrer Wohnungen verließen, um andern „Völkern die Hälse zu brechen, deren Namen sie nicht „einmal kennen, und die sie in einem entfernten Lande „aufsuchen müssen; und das blos aus dem Grunde, „weil ihr Oberherr mit einem andern Fürsten einen „Bund gemacht hat, einen Dritten zu erwürgen, so „würden Sie mir antworten: was sind doch das für „Narren, für Wahnwitzige, für Unsinnige, daß sie sich „so dem Eigensinne und der Grausamkeit ihres Ober„herrn überlassen?

„Wenn ich Ihnen nun weiter erzählte, daß wir uns „rüsten, einige mit großen Kosten erbaute Mauern zu „zerstören; daß wir da erndten, wo wir nicht gesäet

„haben,

„haben, und daß wir da den Herrn spielen, wo niemand „stark genug ist, uns zu widerstehen, so werden Sie „ausrufen: Ach! ihr Barbaren? ihr Mordbrenner! „Ihr Unmenschen! — —

Im zweyten Briefe, an Bredow, heißt es: „O „Nachruhm! eitle Täuschung! höre auf uns zu verfüh„ren. Ich zerreisse die Lorbeeren, die mir der Ruhm er„worben hat. Die Welt mag mich tadeln oder rühmen: „ich verlache ihren Weihrauch, der im wahren Dampf „verdünstet. Mein Herz muß mich richten; und nur „dann erst bin ich zufrieden, wenn dieses mir Beyfall „zulächelt.„ — —

Wer kann sich dieses Gemische von edler Denkungsart und Barbarey erklären? Wie reimen sich die Gesinnungen des letztern Briefes, die Verachtung der Ehre und des Ruhms, mit Friedrichs Ehrgeiz, mit der unersättlichen Begierde, seine Länder zu erweitern, die er im ersten Briefe beschreibt, und durch seine Handlung so ganz bestättiget? Voltaire sagt: Friedrich ist voll Widersprüche. — — Diese Art Widersprüche vervielfältiget sich in seinen Schriften ins Unendliche. Denn hieher gehören alle die Stellen, wo er gerade die nämlichen Handlungen — die nämlichen Gesinnungen an andern tadelt, die er selbst gethan und geäußert hat.

Itzt wollen wir eine andere Art von Widerspruch anführen:

Die

Die Schlacht bey Torgau fieng Friedrich damit an, daß er seine Armee durch ein kleines Gehölz führte, und vor einem Graben, der nur 800. Schritte von der kaiserlichen Armee entfernt war, in Schlachtordnung stellte. Er stellte seine Infanterie in drey Treffen. Das erste Treffen rückte gegen den Feind an, ward aber zurückgeschlagen, und der größte Theil der Generals, der Bataillonsbefehlshaber, und der Soldaten, wurde dabey getödtet oder verwundet. Nun setzte sich das zweyte Treffen in Bewegung; und, nach einem noch heftigern, noch hartnäckigern Gefechte, als das erste, wurde auch dieses Treffen zurückgeschlagen; Herr von Bülow, der es anführte, fiel den Feinden in die Hände.—

Merken Sie sich diesen letztern Umstand, liebe Leser! denn ungeachtet der Herr von Bülow gefangen ist, so kömmt er doch bald wieder zum Vorschein. Sie werden es gleich hören.

Nun fieng das dritte Treffen seinen Angriff an; und itzt ließ das kaiserliche Kanonenfeuer nach. Sie konnten es nicht fortsetzen, weil sie keine Munizion hatten. Diesen Augenblick benutzte Friedrich, um die feindliche Infanterie durch die bareuthischen Dragoner angreifen zu lassen. Herr von Bülow (hier ist der Herr von Bülow, der beym zweyten Angriffe gefangen worden war, schon wieder) führte dieselben mit so vieler Tapferkeit und mit solchem Ungestüm gegen den Feind, daß sie vier kaiserliche Regimenter zu Gefangenen machten. — Wer sich von diesem offenbaren Widerspruche mit eigenen Augen überzeugen will, lese, was Friedrich im

4ten Bande, S. 147. u. f. erzählt. Das Lächerlichste dabey ist, daß Friedrich den Herrn von Bülow auch nach der Bataille immer noch in der Gefangenschaft läßt, wenn er gleich als kaiserlicher Gefangener die bareuthischen Dragoner so tapfer angeführt, und vier kaiserliche Regimenter zu Gefangenen gemacht hat.

2.

In Friedrichs Leben.

Nicht minder merkwürdig, nicht minder auffallend, sind die Widersprüche in Friedrichs Leben.

Friedrich vertheidigte den Selbstmord — wunderte sich, wie manche Menschen so große Schmerzen leiden konnten, ohne sich umzubringen — und brachte sich nicht ums Leben, ungeachtet er die heftigsten Schmerzen in seiner letzten Krankheit zu leiden hatte — — Er trug Gift bey sich, den ganzen siebenjährigen Krieg hindurch — aber er machte keinen Gebrauch davon.

Friedrich war einer der größten Spötter — und konnte es nicht leiden, wenn ihm andere auf eine spöttische Art antworteten. Hier können wir eine kleine Anekdote nicht übergehen.

Friedrich ließ den englischen Arzt Baylies von Dresden zu sich kommen. Kaum sah er ihn in sein Zimmer treten, so fragte er ihn: Haben Sie schon viele Menschen in die andere Welt geschickt? Der Arzt antwortete ihm: Sire, nicht so viel, als Sie! — Friedrich

drich kehrte ihm den Rücken, und ließ ihn nie wieder vor sich.

Friedrich konnte die Aerzte nicht leiden — nannte sie Charlatane, und war selbst ein Charlatan, der Pillen machte, und sie Voltairen zuschickte.

Friedrich verlachte den Präsidenten seiner Akademie zu Berlin, und verbrannte Voltairs Schrift, die wider Maupertuis gerichtet war, mit eigenen hohen Händen.

Friedrich glaubte keinen Teufel — und sagte doch in seinem Alter täglich: Der Teufel wird mich wohl bald holen.

Friedrich konnte keine Widersprüche leiden — und brachte sein ganzes Leben in Widersprüchen zu.

Winterfeld.

Die Kaiserinn Anna hatte auf ihrem Todbette die Staatsverwaltung des rußischen Reichs Biron, dem Herzoge von Kurland, ihrem Lieblinge, übergeben. Durch diese Verfügung stand die Prinzeßinn von Meklenburg-Braunschweig, die Mutter des Kaisers Iwan, samt ihrem Sohne, unter der Vormundschaft dieses Herzogs. Die Prinzeßinn, welche die Regierung ihrem Range anpassender fand, als den Gehorsam, überdies, als Mutter des Kaisers, zur Führung der Vormundschaft ein weit näheres Recht zu haben glaubte, als der Herzog von Kurland, der ein Ausländer war, und mit der kaiser-

serlichen Familie in keiner Verwandschaft stand, brachte es durch die Mitwirkung des Feldmarschall Münnichs dahin, daß Biron in Verhaft genommen, und nach Siberien geschickt wurde. Sobald dieser aus dem Wege geräumt war, übernahm sie die Regierung. Der Gemahl dieser Prinzeßinn, Anton Ulrich von Braunschweig, war Friedrichs Schwager — ein Umstand, der ihm zur Ausführung seiner Absichten auf Schlesien besonders vortheilhaft schien. Nicht genug, daß er den Gemahl der rußischen Regentinn zum Schwager hatte; wollte er am rußischen Hofe durchdringen, so mußte er auch den Feldmarschall Münnich, dem die Prinzeßinn von Mecklenburg ihre Erhebung zu verdanken hatte, gewinnen, weil dieser, als der Beschützer der kaiserlichen Macht, einen mächtigen Einfluß in die Regierungsgeschäfte hatte. Diesen zu gewinnen, schickte Friedrich den Freyherrn von Winterfeld; Münnichs Schwiegersohn, als Gesandten nach Rußland, unter dem Vorwande, dem Herzoge von Braunschweig und seiner Gemahlinn über die glückliche Staatsveränderung Glück zu wünschen. — Winterfeld erhielt von seinem Schwiegervater alles, was er von ihm verlangte. — — So wenig auch Staatskenntnisse dazu gehören, einen so nahen Verwandten zu einiger Gefälligkeit zu bereden, so nennt ihn Friedrich doch im 1sten Bande, S. 145. einen geschickten Staatsmann.

Da Winterfeld in der ganzen Geschichte nicht mehr als Staatsmann auftritt, so können wir dieses Lob für nichts anders, als einen Beytrag zu den Beweisen ansehen, die wir schon in diesem Buche von Friedrichs Partheylichkeit angeführt haben. So tief er alle diejenigen

her-

herabsetzt mit denen, er nicht zufrieden war, so sehr erhebt er alle diejenigen, die für sein Interesse gearbeitet haben.

Wunden.

Als die kriegführenden Mächte — erzählt Friedrich im 4ten Bande, S. 361. u. s. f. — von dem Kampfplatze, worauf sie mit so vielem Haß, und so vieler Erbitterung sieben lange Jahre gekämpft hatten, abtraten, fiengen sie an, ihre Wunden zu fühlen, so wie das Bedürfniß, dieselben zu heilen; alle litten, allein an verschiedenen Uebeln.

Preußen rechnete, daß ihn der Krieg 190000 Mann gekostet habe *). Seine Heere hatten in 16. Hauptschlachten gefochten. Die Oesterreichischen hatten 10. förmliche-Schlachten geliefert, und schätzten ihren Verlust auf 140000 Mann. Die Franzosen gaben den ihrigen auf 200000. an; die Engelländer mit ihren Bundsgenossen auf 160000; die Schweden auf 25000; und die Reichstruppen auf 28000 Mann. — — —

Nimmt man den wahren preußischen Verlust, so sind in dem ganzen siebenjährigen Kriege mehr als 800000 Menschen erschlagen worden. — Welch eine ungeheure Summe? — — — Menschen! — sagt, wer mor-

*) Rechnet man die Tausende, die Friedrich so sorgfältig in seiner Geschichte verschweigt, dazu, so findet man, daß sich dieser Verlust auf mehr, als 250000. Mann erstreckt.

mordete so viele Tausende eurer Brüder! — — Friedrich — der Menschenfreund! — — Was hatten sie verbrochen, daß man ihnen ein Leben raubte, dessen Verlust mit allen Erdengütern nicht ersetzt werden kann? — Nichts, als daß sie nicht am Throne, sondern in niedern Hütten gebohren waren! — — Friedrich! Und du konntest Tausende fallen, und ohne Rührung bluten sehen? — Sag, warum mordetest du so viele Tausende deiner Brüder? — Um ein Stück Erde, das Eigenthum eines andern, dem du es gewaltsam entrissen hattest, zu behalten? — — Das Winseln der Sterbenden, und das Klaggeschrey der Lebenden, die ihre verlornen Freunde, Brüder, Söhne mit unaussprechlichem Jammer beweinten! — — konntest du es hören dieses Winseln — dieses Klaggeschrey, ohne in dem Innersten deiner Seele erschüttert zu werden? — — Nein! du warst kein Mensch! Du konntest Menschen ohne Rührung leiden sehen.

Zeichen am Leibe.

Friedrich dem Weisen hatte Amor einen verdammten Streich gespielt. Friedrich erwähnt ihn zwar in seinen Morgenstunden, sagt aber nicht, worinn er eigentlich bestanden habe. — Dürfen wir eine Muthmassung wagen? — — Amor, der, als ein Gott, die Untreue voraussah, die Friedrich einst am schönen Geschlechte begehen würde, bat seine Mutter, diesen Schimpf schon im voraus zu rächen. — Unverzüglich ließ die Venus eine ihrer eifrigsten Priesterinnen kommen, und befahl ihr, die

die Rache auszuführen, die Amor vorhatte. Die Nimphe, die nicht neu war in dergleichen Geschäften, wußte den Augenblick, da sie erfuhr, wenn es gelten sollte, was sie zu thun hatte. Sie eilt nach Rheinsberg — wirft ihr Netz nach dem Königssohn aus — Friedrich läßt sich fangen, und fühlt nach einiger Zeit, an einem gewissen Theile seines Leibes ein . . . . . . Etwas, das ihn auf die Gedanken bringt, die Venuspriesterinn müsse ihn beschenkt haben. Sein Leibchyrurgus, dem er sich in der Folge vertraut, löst ihm die Zweifel, die er etwan noch haben mochte, auf, geht aber dabey so unsäuberlich zu Werke, daß Friedrich lebenslang ein Zeichen behält — zur Erinnerung seiner gehabten Zweifel und der chyrurgischen Auflösung.

Zeitvertreib.

Als Kronprinz verlebte Friedrich, da er einmal sich selbst überlassen war, seine Tage in thatloser Thätigkeit — er aß, er trank, er schlief, er . . . . . und machte französische Verse.

Als König und als Mann beschäftigte er sich, wenn es auswärts nichts zu thun gab, mit seinen schönen Pagen, mit seiner Wachparade, und mit seinen Windspielen.

Als Greis und auf dem Todbette weidete er seine Augen an seinen schönen Tabatieren, Ringen, Banknoten u. s. w. u. s. w. — und sein Herz an der Hoffnung,

noch

noch einige Jahre zu leben — — — — — —

Wie klein war nicht der große Friedrich!

Zotten.

Ich erwarte es von der Sittsamkeit meiner Leser, daß sie mir das Verzeichniß der skandalösen Ausdrücke und Wörter erlassen werden, deren sich Friedrich in seinen Reden bediente. Alles, was ich Ihnen über diesen Gegenstand sagen kann, ist, daß Friedrichs Ausgelassenheit in diesem Punkte alle Vorstellung übertraf. — In dem kleinen Saale, wo er gewöhnlich supirte, hieng ein Gemälde, das ihn beständig in seiner Laune erhalten, und ihm, wenn er sich einmal erschöpft hatte, Stoff zu neuen Zotten geben konnte. Auf diesem Gemälde, zu dem Friedrich selbst die Zeichnung entworfen hatte, sah man Nymphen und junge Mädchen unter Faunen liegen — in Stellungen, die äußerst wollüstig waren. Etwas weiterhin erblickte man Turteltauben, die sich schnäbelten, Böcke und Widder, die Ziegen und Schafe bestiegen. In der Entfernung waren Leute angebracht, die über dieses sonderbare Schauspiel aus vollem Halse lachten. — Die Reden, welche gewöhnlich in diesem Saale geführt wurden, machten dem Gemälde Ehre Voltaire sagt in seinen geheimen Nachrichten: „Ein Mensch, der dieses „Gemälde gesehen, und uns zugleich gehört hätte, wür„de geglaubt haben, die sieben Weisen Griechenlands in „einem Bordel zu hören.„ —

So

So gerne sich Friedrich der Weise freyer Ausdrücke und schmutziger Worte in seinen Reden bediente, so sehr liebte und belachte er sie an andern. Friedrich und Voltaire hatten sich einst mit einander entzweit. Voltaire war schon in Berlin, als ihm der König den Abbe Prades nachschickte, und befehlen ließ, er solle auf der Stelle dem Präsidenten der Akademie, Herrn Maupertuis, den Voltaire in einer Schrift lächerlich gemacht hatte, schriftliche Abbitte thun. Der Abbe entledigte sich seines Auftrags; erhielt aber keine Antwort. Als er endlich fragte, was er denn dem Könige für eine Antwort zurückbringen sollte? Sagte Voltaire: Qu'il aille se faire f . . . . . — eine Zotte, die kein Deutscher aussprechen oder niederzuschreiben vermag. — Der Abbe wagte es nicht, dem Könige eine solche Antwort zu sagen. Friedrich mußte ihm den Befehl, ihm alles zu sagen, es möchte auch seyn, was es wolle, mehrmals wiederholen, eh er sich dazu entschliessen konnte. Als er ihm diese Zotte endlich gesagt hatte, wollte Friedrich vor Lachen fast zerspringen. Er vergaß darüber seinen ganzen Unwillen, und sehnte sich mit Voltairen auf der Stelle wieder aus.

XX VII.90

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mirabeau, Honoré-Gabriel de Riquetti de,

Lexikon aller Anstössigkeiten und Prahlereyen, welche in denen zu Berlin in funfzehn Bänden erschienenen sogenannten Schriften Friedrichs des Zweyten vorkommen

Leipzig 1789

Bor. 122 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10013538-3
VD18 11546425